



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Keil 1853.

Zu beziehen ohne Frauenblatt in wöchentlichen Nummern vierteljährlich 2 M. oder in vierzehntäglichen Doppelnummern zu je 30 Pf.; mit Frauenblatt in wöchentlichen Heften zu je 25 Pf. oder in vierzehntäglichen Doppelheften zu je 50 Pf.

Kains Entsühnung.

(3. Fortsetzung.)

Roman von Luise Westkirch.

Janfredrik und Brün waren einen Tag später von Bremen zurückgekommen als Menne Ehlers, dafür aber in ihrem eigenen Schiff. Nachdem sie ihre Sache dem Notar anvertraut hatten, bestand Janfredrik darauf, daß sie das Boot des Fischerhunders in Augenschein nähmen. Er setzte Brün auseinander, warum es vorteilhafter sei, das Boot zu kaufen als es zur Bedingung bei der Aussteuer zu machen. Einmal würde man ein gebrauchtes viel billiger bezahlen, als Ehlers seiner Schwester ein neues anrechnen konnte, und dann hatten sie es auch gleich zum Herbst. Für die Anzahlung würde der Erlös ihrer diesjährigen Torfernte genügen.

Brün, der sich niemals Janfredriks Willen widersetzte, hörte heute kaum zu. Eine sonnig träumerische Stimmung lag über seinem Wesen. Er lächelte schweigsam in sich hinein und hatte nur den einen Wunsch, sobald wie möglich nach Schmalenbeek zurückzukommen. Die Auseinandersetzung mit dem Notar, der Handel wegen des Schiffes, der Schwag mit anderen Moorleuten in dem gemütlichen Wirtszimmer von Peter Petersen am Torshafen, alles ging ihm zu langsam.

Aber als er auf eigenem Boot den Kanal hinunterglitt, kam doch der Besitzerstolz über ihn. Er entdeckte immer neue, gute Eigenschaften an der „Luise“, freute sich über die Festigkeit ihres Kiels, die Leichtigkeit, mit der sie dem Ruder gehorchte, über ihre Klinkheit beim Segeln. Es war die Art seiner sinnigen Natur, allen Dingen, mit denen er umging, dem Pflug, der Egge, dem Haus, der Herdflamme, eine Persönlichkeit zu leihen, einen Charakter, zu dem man sich stellen mußte. Zu diesem Torfsahn stellte er sich besonders gut. Und kaum lag er an seiner Ankerstelle, als Brün auch schon den Teereimer holte, die mattgewordenen Stellen des Rumpfes schwärzte, die Kojе vorn am Schiffsraum, den fargähnlichen Verschlag, in dem die Schiffer schlafen, sorgfältig ausscheuerte und, ehe er sich nur das Abendbrot gönnte, ein paar Arme voll Stroh auf dem schadhaften Schuppendach besetzte, damit das Schiff vor etwaigen Regenschauern geschützt sei.

Er setzte dann Janfredrik in Erstaunen, indem er nach dem Abendbrot noch einmal hinausging in die mond- und sternlose Nacht.

Er kam spät, aber mit leuchtenden Augen und federndem Gang zurück.

Janfredrik hatte unterdessen wieder die Bibel aufgeschlagen und las von den Frauen. Er las aber diesmal nicht die Sprüche Salomonis, sondern das Hohe Lied, das auf Alheid

nicht so gut paßte wie auf eine andere. Er seufzte tief beim Lesen, hatte die Ellbogen aufgestützt und den Kopf in den Händen.

„Was hast denn?“ fragte Brün, der das Grübeln auf seinem Gesicht las.

„Ik segg, Brün, dat is nich licht to verstahn,“ sagte Janfredrik und meinte die Empfindungen seines Herzens.

Und Brün antwortete sorglos: „Ja, mit Büchers is mich das auch immers swer geworden. Aber was das Leben is, das versteht ein ganz von selbst.“

„Dat's noch swarer,“ widersprach Janfredrik.

„Warum gehen wir gar nich mal mehr nach Ehlers?“ fragte Brün. „Das würd' dir auf frohere Gedankens bringen, Janfredrik.“

„Aee,“ sagte Janfredrik und schlug die Bibel zu. „nee, ik kann dr nu nich hengahn. Wat een schüllig is, dat mutt he oof betahlen, immers, an jedereen. Und bi Ehlers is een, de het wat vun mi to föddern, un ik kann un kann dat nu nich betahlen.“

Brüns fröhliches Gesicht verdüsterte sich.

„Janfredrik, was is das einmal mit dich un Alheid?“

„Laat sien, Jong,“ wehrte Janfredrik. „Dat ward woll weder in die Reege kamen.“

Brün ging zum Pferdestand, fraute den Braunen, kehrte zurück, sah Janfredrik an, der noch immer in düsterem Grübeln vor sich hinstarrte. In einem plötzlichen Impuls trat er zu ihm. Seine Lippen regten sich, ein Geständnis brannte darauf.

Aber Janfredrik hob den Kopf, und als Brün in seine Augen sah, die von Zweifeln und inneren Kämpfen glühten, verjaagte ihm das Wort. Es war, als ob jemand ihn gewaltsam zurückstieß. Er stand eine Sekunde ganz still in einem großen Schrecken, einer lähmenden Ahnung. Dicht an seinem Verständnis strich die Wahrheit vorüber. Er wies sie von sich. Nein, das konnte nicht sein. Dazu war der andere zu vernünftig, zu ehrbar — auch zu alt. Keine plötzliche Leidenschaft, nur übergroße Gewissenhaftigkeit war's, die ihn zweifeln ließ, ob sein Herz der Braut geben könne, was ihr gebühre, nur Scheu war's vor der Veränderung, die die Ehe mit sich brachte. Brün beruhigte sich. Sein Geständnis blieb ungesprochen. —

Und Janfredrik fuhr fort, das Ehlerssche Haus zu meiden. Er und Brün farrten auf Holzschienen den getrockneten Dorf vom Sommer in hartem Tagewerk zu ihrem neuen Schiff und

verluden ihn. Dann fuhr Janfredrik allein damit nach Bremen. Die Arbeit auf dem Kartoffelacker drängte. Als er aber heimkehrte, fand er verwundert, daß zum erstenmal sein Geselle säumig gewesen war. Mit Hast machte er sich selber über das Kartoffelhacken. Wenn er nicht schaffte, daß die Gelenke ihm knackten und das Wasser ihm von der Stirn lief, fand er keinen Schlaf, und er hatte gelernt, die Gedanken der wachen Nächte zu fürchten.

Die ganze Woche ging er nicht von seinem Hof herunter. Manchmal sah er fern auf der Dorfstraße, jenseit des Kanals Sophie vorübergleiten. Manchmal, wenn er auf seinem Kartoffelacker hakte, drangen ein paar Töne des Liedchens, das sie sang, zu ihm herüber. Er wendete dann den Kopf, schärfte laut seine Hade, um nicht zu hören. Narrheit! Eitel Narrheit! Sie mußte vorübergehen. Die Here, die ihn toll machte, würde heimkehren in ihre Stadt, und alles würde sein, wie es vorher gewesen war.

Am Sonntag ließ er Brün allein zur Kirche wandern. Er wollte die bekannten Gesichter nicht sehen.

Als das Vieh besorgt war, machte er einen Rundgang durch seinen Hof, durch seinen Obstgarten. Es war immer sein Festtagsvergügen, sich am Werk seiner Hände zu freuen. Zuletzt kam er zu dem neuen Boot. Unter seinem schützenden Strohdach lag's ruhig auf dem ruhigen Wasser der kleinen Kanalbucht. Er aber fuhr zurück wie vor einem Spuk. Denn das Bild, das unverfälscht gegenwärtig vor seiner Phantasie gaukelte, saß vor seinen leibhaftigen Augen auf der Bootsbank und schaukelte leise den plumpen Kahn. Im schwarzen Kleid, im schwarzen Schleier, Handschuhe an den Händen, einen Strauß roter Astern kokett an der Brust.

„Sophie! . . . Fröl'n Kländers . . .“

„Schönen guten Morgen, Herr Janfredrik Holm. Schelten Sie? Ich sehe mir Ihr neues Boot an, von dem ganz Schmalenbeef spricht. Ich glaub', es ist hübsch.“

„Jo — jo.“ Er stand und starrte sie an.

„— Nun kenne ich's aber von innen und außen. Wollen Sie mir heraus Helfen? Bitte!“

Sie streckte die rechte Hand aus, von der sie den Handschuh abgezogen hatte. Wie eine Blume schien sie ihm, so weich, so zart. Kaum wagte er, seine kräftige Arbeitsfaust darum zu schließen. Aber da sie zum Aussteigen ihren Fuß auf den Bootsrand setzte, glitt der Kahn unter ihr weg. Mit einem kleinen Schrei klammerte sie sich an Janfredrik. Da mußte er sie mit beiden Armen umschließen. Einen Augenblick schwebte sie zwischen Himmel und Wasser, fest an seine Brust geschmiegt. Dann setzte er sie behutsam, als wäre sie Porzellan, aufs Trockene. Es war ihm warm dabei geworden. Nicht wenn er drei Stunden gedroschen hatte, war ihm je so warm gewesen.

Sie nickte ihm freundlich zu. „Danke. Ohne Ihre Hilfe läg' ich jetzt da unten, müßte ertrinken. Hu!“

„Nee,“ sagte er verlegen. „Dat Water is nich deep.“

Sie lachte. „Aber naß ist's.“

„Jo.“

„Herr Janfredrik, warum kommen Sie gar nicht mehr zu uns?“ Sie brachte ihr Gesicht dem seinen nah, sah ihm dicht in die Augen.

„Hebt Se dat markt?“ stotterte er.

Sie nickte. „Ja, ich hab's gemerkt.“

„Ik harr to dohn,“ murmelte er und sah weg.

„Aber jetzt am Sonntag haben Sie nichts zu tun. Jetzt müssen Sie mir Ihr Haus zeigen. Ja? Wollen Sie? Ich muß doch wissen, wie Sie wohnen. Dunkel Kort sagt, Sie haben sich das alles selbst gebaut.“

„Jo. Dat heet, dat Huus stumm dr jo so wiet — man blot, dat et tosamensull'n wör.“ Er begann, während sie auf dem schmalen Grasweg dem Haus zuschritten, eine ausführliche Erklärung.

Sie legte unterbrechend ihm die Hand auf den Arm. „Herr Holm, ich möchte Sie gern verstehen. Aber ich kann's

nicht. Ich verstehe auch meine Verwandten nicht. Warum sprechen Sie nur immer dies wunderliche Deutsch? Es klingt, als wenn Wölfe heulen.“

„So sprekt de Lüt hier.“

„Aber Sie können gewiß richtiges Deutsch sprechen.“

„D, woll, woll. Dat hebb ik in de School leert, richtiget Hochdütsch. Ik mag man blot use Plattdütsch leiner hür'n.“

„Mir zu lieb sprechen Sie heut mal Hochdeutsch, wollen Sie?“

„Ja, wenn Sie das verlangend sind.“ Er hätte noch ganz anderes getan ihr zu lieb. Nun er sie wieder vor sich sah im Glanz ihres Goldhaars, mit den feuchtschimmernden Blauaugen, dachte er nicht mehr daran, daß sein Empfinden eine Torheit sei und ein Ende nehmen müsse.

Sie ging über das Flett, setzte sich auf den Stuhl am Fenster der kleinen Stube.

„Hier haben Sie neulich gefessen, Herr Janfredrik, wissen Sie? Was lasen Sie denn da so eifrig?“

„Sprüche Salomonis, einunddreißigstes Kapitel. Wem ein tugendiam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichen Perlen.“

Sie lachte. Sie beugte sich zu ihm. „Also der liebe Gott soll Ihnen eine Frau geben, Herr Janfredrik? Ich hab' gedacht, Sie wollten gar keine.“

„Ist ja auch fast zu spät dazu,“ sagte Janfredrik Holm.

„Spät?“ Ihre Augen glitten langsam über seine Gestalt hin. Janfredrik schämte sich. Es kam ihm vor, als kleidete ihr Blick ihn aus.

„Ik bün jo all en ohlen Kierl,“ sagte er. „Ich mein, ich bin alt. Junge Mädchen sehen nach Jungen.“

„Junge Mädchen sehen nach einem Mann.“

Es war ein heißes Flimmern in ihren Augen.

Janfredrik wandte sich gequält ab.

„Sie sollten so was nich sagen, Fröl'n.“

„Darf man hier im Moor nicht sagen was man meint?“

„Ich bin ein einfacher Menschen, Fröl'n. Und ich könnt' für Ernst halten, was doch man bloß ein Spaß is.“

„. . . Und wenn Sie's für Ernst hielten?“

„Das wär' stumm.“

Sie stand auf.

„Sind Sie mir böse, Fröl'n?“

Sie antwortete nicht. Sie ging in der kleinen Stube umher, tippte mit den Fingern an den Schrank, an die Tür des Wandbets, betrachtete die Tische, die Bibel, die Kalender, öffnete die Tür, sah auf das Flett hinaus.

„Es ist wie ein Märchen hier im Moor. Ich hab' jo was nie gesehen.“

„Ja, Sie sind das alles viel nobler gewöhnt. Die Stadtmenschen glauben ja, wenn sie zu uns kommen, sie kommen zu Indianers. Ich aber hab' nich gewußt, daß das häßlich bei uns is, bis ich Sie geseh'n hab', Fröl'n. Da freilich . . .“

Sie sah träumerisch über Diele und Flett weg. „Was ist häßlich? Was ist schön? Wo einer lebt, der einen lieb hat, da ist's schön. Kann sein, ich hab' noch einmal Heimweh nach dem Moor.“

Ein Zittern schüttelte Janfredrik vom Wirbel bis zur Zehe. Er faßte mit hartem Druck Sophies Hand. Seine Stimme klang rau: „Mägen, — nimm dich in acht, was du da sagst!“

Sie sah ihn an, lächelte. Leise begann sie ein Liedchen zu summen, ganz leise, dann steigerte sich der Stimmklang, immer noch innig, heimlich, aber von seltsamem Wohlklang, voll kaum verhaltener Leidenschaft, — lauter Liebesworte, unpersönlich dadurch, daß sie eines Liedes Worte waren, und ganz persönlich doch durch die Art, wie das Mädchen sie sang. Und sie waren allein in dem rauchgeschwärzten Haus, und durch die kleinen Fenster des Fletts sah das schweigende, einsame Moor.

Neben der Feuerstätte stand ein strohgeflochtener Sessel. Janfredrik, der Sophies Hand nicht losgelassen hatte, zerrte sie zu diesem Sessel. „Da —. Da setz' dich!“

„Was soll ich?“

„Seß' dich!“

Sie gehorchte. Er stand vor ihr, betrachtete sie mit Blicken, die auch in ihr Gesicht die Röte trieben.

„Wo du sitzt, ist der Platz der Hausfrau,“ sagte Janfredrik langsam. „Einmal — einmal mußt' ich dir da sehen, einmal!“

Sie lehnte sich behaglich gegen die Lehne des Sessels, kreuzte die zierlich beschuhten Füße übereinander und lächelte. „Nur einmal, Janfredrik?“

Da geschah etwas, an das Sophie bis an ihr Lebensende nur mit einem mit Grauen gemischten Entzücken zurückdenken konnte. Mit beiden Armen sie umschlingend, brach der Mann vor ihr auf die Kniee, wie vom Bliß hingeschmettert. Der Estrich schütterte von seinem Fall.

„Sophie! Sophie! — Ich kam nich anners. Gott weet, ich kam nich anners!“

Er preßte sie an sich, bedeckte ihre Lippen, ihre Haare mit wilden Küßen. Sie rührte sich nicht, gelähmt von der Gewalt seiner Leidenschaft, erschrocken und in ihrer Angst doch eitel, daß ihre Schönheit solche Leidenschaft zu entfachen vermochte.

Seine rauhen Fäuste taten ihr weh. Sie hatte das Gefühl, zu versinken in seiner Kraft. Aber nach Sekunden besann sich ihr Verstand. Sie durfte sich nicht willenlos verlieren an diesen Wilden.

„Janfredrik!“

Ihre Stimme brach den Zauber.

Wie aus einem Traum aufgerufen, erschrocken über sich selbst, ließ Janfredrik sie los. Die Größe seiner Kühnheit jetzt erst fassend, senkte er beschämt den Kopf.

Sie mußte lächeln. Wie leicht war dieser Bär zu leiten!

„Lieber Janfredrik.“

„Wenn du mir nich lieb hast, Mädchen, — dann —“

„Mich danach zu fragen, ist's jetzt ein bißchen spät, Janfredrik.“

„Ja,“ sagte er, „ja, ich bin ein grober Kerl, ein Tier.“

„Ich hätt' bedenken müssen —“ Er sah sich im Haus um. Er sah durch das Fenster auf die Einsamkeit, die sein Gehöft wie ein Mantel umgab. „Ja, und alt genug bin ich auch. Aber ich mein's ehrlich, Mädchen. Da nimmt man's nich so genau. Ich mein's wahrhaftig ehrlich.“

„Wie ist mir denn, Janfredrik,“ mahnte Sophie, „die Leute sagen, du hättest schon eine Braut.“

Janfredrik machte eine abwehrende Handbewegung.

„Laß das. Du wirst meine Frau. Kein andere als du.“

Er sah um sich. Da schauten die Kühe zwischen den Holzsäulen ihrer Ställe durch: Wir wollen gefüttert und gemolken sein. Die Hühner gackerten: Wir brauchen Wartung. Die Truhen mahnten: Wir wollen gefüllt sein mit Flachs und Lein. Ich will erhalten sein, sagte das glimmende Feuer der Herdstätte. Und auf dem Sessel vor der Glut, dem Thron der Hausfrau, saß ein Märchengeschöpf, ein Kind.

Janfredrik wandte die Augen auf Sophie zurück. „Das muß nun gehn wie's kann. Ich schwör's bei Gott, du wirst meine Frau, Sophie Klunders.“

„Da reden wir noch mal drüber.“ Sie stand auf. „Für jetzt mach ich mich eilends fort. Die Kirche muß aus sein. Es darf mich niemand hier sehen.“

„Das is nu all eins,“ meinte Janfredrik.

Aber sie schüttelte den Kopf. „Nein, du Indianer, das ist mir gar nicht einerlei.“ Und da sie seine Trauer sah, beugte sie sich zu ihm. Flüchtig berührten ihre Lippen seine Stirn in einem wirklicher warmen Gefühl. Sie dachte jetzt nicht an Altheid und ihre Rache. „Du wunderlicher, du lieber Kerl!“

Sie glitt zur Tür. An der Schwelle wandte sie sich um.

„Ich will nicht, daß man über uns spricht, hörst du?“

„Aber warum denn?“

„St!“ Sie legte den Finger an die Lippen und lachte ihn an. „Ich mein', für heut' könntest du zufrieden sein. Nicht plaudern, Janfredrik! Unser Geheimnis bleibt unseres allein.“

„Ich komm' heut zu dir,“ sagte er.

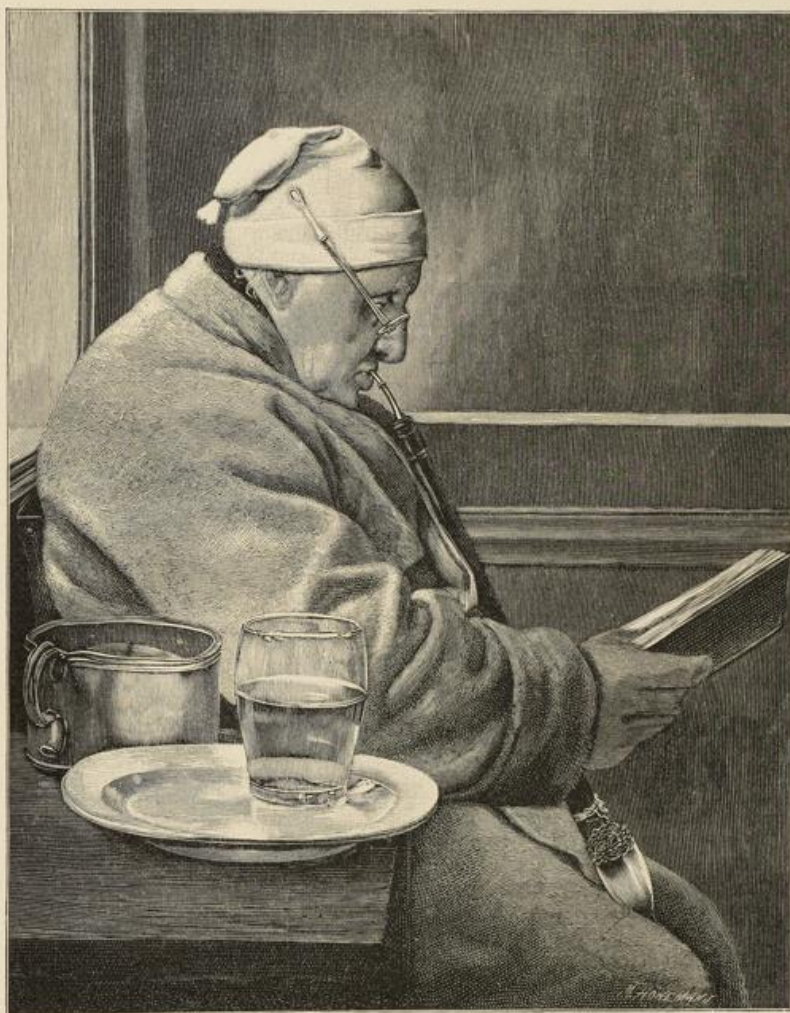
Sie schüttelte den Kopf. „Heut will ich dich nicht sehen. Vor all den Leuten zu Haus nicht. Aber damit du manchmal an mich denkst — da!“

Sie löste das rote Seidenband, das den Asternstrauß an ihrer Brust zusammenhielt, und reichte es ihm.

Er schob es hastig unter seine Weste.

„Ich denk' immerfort an dir, Sophie.“

Noch eine Kuchhand warf sie ihm zu. Dann lief sie, wachsam um sich spähend, der Brücke zu und erreichte ungesehen von den von Grassdorf heimkehrenden Kirchgängern die Dorfstraße.



Der alte Müller.

Gemälde von R. Oldach.

Bis ins innerste Mark erschüttert blieb Janfredrik zurück. Dieser Morgen war ein Bruch mit seiner Vergangenheit, und auch seine Zukunft hatte er umgeworfen. Mitten in dem Jubel, der in ihm raste, war er sich dessen voll bewusst. Aber nur höher bewertete er sein Glück um des Preises willen, den er dafür zahlte.

Dat mutt nu gahn as Gott will. Vet hüt hebb ik jo nich wußt, wat Glück vör'n Ding is, dachte er.

Nun war das Glück über ihn gekommen, gewaltig wie ein Bergsturz. Seine Brust schien ihm zu eng, es zu fassen, sein Hirn zu schwerfällig, es zu begreifen. Es machte ihn wirr, töricht. Es nahm ihm jeden Gedanken, jede Überlegung. Nur empfinden konnte er mit dem Übermaß seiner Unverbrauchtheit. Wie kräftig er sein Lebenlang Arme und Verstand gerührt, nichts wußte er bisher von der Liebe des Mannes zum Weibe. Nun schoß sie in ihm auf mit der Üppigkeit der ersten Ernten auf dem jungfräulichen Moorboden.

Er merkte es nicht, daß Brün in leichter Verstimmung heimkehrte. Kaum hatte er sein Mittagessen hinuntergeschlungen, so nahm er seinen Hut, stürmte ins Freie. Zu eng die Wohnung, um sie mit einem Zweiten zu teilen, zu niedrig jedes Dach, zu nah jede Mauer für das Gewaltige in ihm. Ins grenzenlose Moor rannte er. Wo die Erde sich unabsehbar ausstreckte, bis sie mit dem Himmel verschwamm, warf er sich ins Kraut.

Immer sah er Sophee, fühlte ihre Lippen, ihr Haar, das ihn umfloß, ihre Gestalt an seiner Brust. Er konnte keinen klaren Gedanken fassen. Nur das dumpfe Wissen war in ihm, daß, was er heut erlebt hatte, das Kostbarste, Wertvollste seines Lebens war, und ein starrer Wille, dies Höchste festzuhalten, sei's um den Preis seines Bluts, seines Atems. Denn seltsamerweise mischte sich in seinen Jubel eine tolle Angst, sein Glück könne ihm entschwinden, plötzlich, rätselhaft.

Stundenlang lag er so. Schon hing die Sonne als blutrote Kugel am Moorrand, bereit, hinter einer schwarzen Wolkenwand zur Ruhe zu gehen. Da lockerte sich die Überspannung seiner Gefühle. Langsam stand er auf, fuhr sich durchs Haar. Die Glieder waren ihm schwer, auch im Hirn fühlte er eine gewisse Nüchternheit und Traurigkeit.

Schwerfällig stapfte er durch das weglose Moor. Er hatte sich weit von Haus verirrt. Die Heidekrautbüsche federten unter seinen Füßen. Der Abendwind durchfröstelte ihn. Eingebettet in das Buschwerk ihrer Obstbäume, Eichen und Tannen lagen die Gehöfte. In den kalten Dithimmel schnitten schwarze die Pferdeköpfe ihrer Giebel.

Plötzlich blieb er erschrocken stehen. Vom roten Abendglanz angestrahlt, stand am Ziehbrunnen ihres väterlichen Hauses Alheid.

Der Anblick weckte in ihm die Welt, die er seit Stunden vergessen hatte, die früher seine Welt gewesen war. Er begriff wieder: es gab noch etwas auf Erden außer Sophee und ihm. Die dort stand, genau so wie vor drei Jahren, hatte ein Recht an ihn, mindestens ein Recht auf Ehrlichkeit. Er ging ohne Besinnen auf Alheid zu.

Ihr blaßes Gesicht hatte sich bei seinem Anblick gerötet. Er kam! Endlich kam er wieder. Nicht zur Bordertür ins Haus hinein, wo die lustigen Burschen saßen und Sophee — er kam durch den Garten zu ihr. Wie sie ihn kannte, wußte sie, daß diese Wiederkehr Bedeutung hatte. Sie stützte die Hand auf den Brunnenrand. Die Hoffnung nach wochenlangem Verzagen machte sie schwach.

Er nahm den Hut ab zum Gruß.

„Dat's got, dat ik di hier andrapen doh, Alheid, jühr got.“

„Jo.“ sagte sie, nahm den Zipfel ihrer Schürze in die Hand und wartete.

Ihm aber wurde die Fortsetzung schwer. Vor Angst begann er hochdeutsch zu sprechen. „Weißt woll noch, wie ich dich hier zuerst gesehn hab'? Das sind nu all drei Jahr her. Un von den Tag an sind wir immer gute Freunde gewesen.“

Alheid nahm langsam die Hand vom Brunnenrand, langsam hob sie die Augen zu ihm auf.

„Ja, Janfredrik, was mich angeht, das darf ich vor Gott sagen, da is nich in Schmalenbeef und nirgends in der Welt ein Mensch, der das treuer mit dich meint als ich.“

„Alheid, das is gewiß wahr, ich hab' das auch immer gut mit dich im Sinn gehabt, ja, un noch in diesem Augenblick — Alheid, willst mich geduldig zuhören?“

Die Qualen der letzten Wochen, die Eiferucht auf Sophee hatten Alheids schwer regsame Seele aufgerüttelt. Ihr Gefühl fand plötzlich eine Zunge.

„Da sind nich viel Ding, die eine sittsame Dirn erlaubt sind un die ich nich für dich tun würd', Janfredrik.“

„Von den Tag an, wo du mir hier hast trinken lassen,“ hob Janfredrik an, sich kopfüber in sein schweres Bekenntnis stürzend, „hab' ich mir eingebildet, du müßtest mein Frau werden.“

Sie wandte halb den Kopf zu ihm. Ein Lächeln trat auf ihre blassen Lippen, lieblich in dem herben Gesicht, wie der Sonnenstrahl, der das schwarze Moor beleuchtet. Der Mann lehnte sich ab. Er wollte die Hoffnung, die Liebe in diesen Augen nicht sehen. Sich überstürzend fuhr er fort:

„Aber wir Menschens sind nich, was wir sein wollen, wir sind, was wir sein müssen. Ich hab' da kein Schuld an, Alheid.“

Der Freudenglanz wich von ihrem Gesicht. „An was?“ Er ergriff ihre Hand, drückte sie in seinem Schmerz.

„Dern! — Dern! ik wull, ik künn di seggen, wo leiw du mi hüt noch büst! It wull, ik künn di't wiesen. Un doch . . .“

„Un doch?“ Es war Alheid, als hörte das Herz in ihrer Brust auf zu schlagen.

„Ich bin man ein einfachen Kerl, Alheid. Meiner Tag hab' ich nir gekannt als Aekern un Pflügen. Ich hab das ja nich gewußt, daß ein Menschenherz von heut auf morgen aufblühen kann, wie die dunkle Heide über Nacht aufklammen tut. Ich hab' dich nich betrügen wollen, Alheid.“

Da sanken Alheids Arme herab, sie schien schlanker, dünner zu werden.

„Ich weiß nich, ob ich dir versteh.“

„Alheid!“ Der Schweiß perlte ihm auf der Stirn in einem Schmerz, über dessen Heftigkeit er selbst staunte. „Ich muß dir das sagen. Als ein ehrlischer Kerl muß ich dir das sagen, damit daß du nich vielleicht um dein Glück kommst. Dein Freund bleib ich, so lang' wie ich leb' — aber heiraten — heiraten können wir zwei uns nich.“

Das Abendrot war von ihr und der Welt weggeschmolzen. Im kalten Widerschein des Himmels erschien ihr Gesicht trotz seines Sonnenbrandes weiß. Ganz reglos stand sie. Ein leises Zittern ging durch ihre stille Gestalt. Und plötzlich, ohne daß sich ein Zug im Gesicht veränderte, rannen ein paar Tränen unter den gesenkten Lidern hervor.

„Alheid!“

Sie wehrte ihm mit einer kaum merklichen Bewegung, deren Hoheit ihn erschütterte. „Das is gut, daß du mich das sagst, Janfredrik — nich weil ich sonst um mein Glück kommen könnte. Da bin ich all um gekommen. Mein Herz wandelt sich nich über Nacht. Ich schäm' mich auch nich, dir das zu sagen. Nu nich mehr. Das Schämen is für glückliche Menschen.“ Sie hob den Kopf. — „Janfredrik, das ein muß' mir noch sagen. Das bist mir schuldig. Hab' ich, ich selbst irgend was getan, was dein Herz von mir abwendig gemacht hat?“

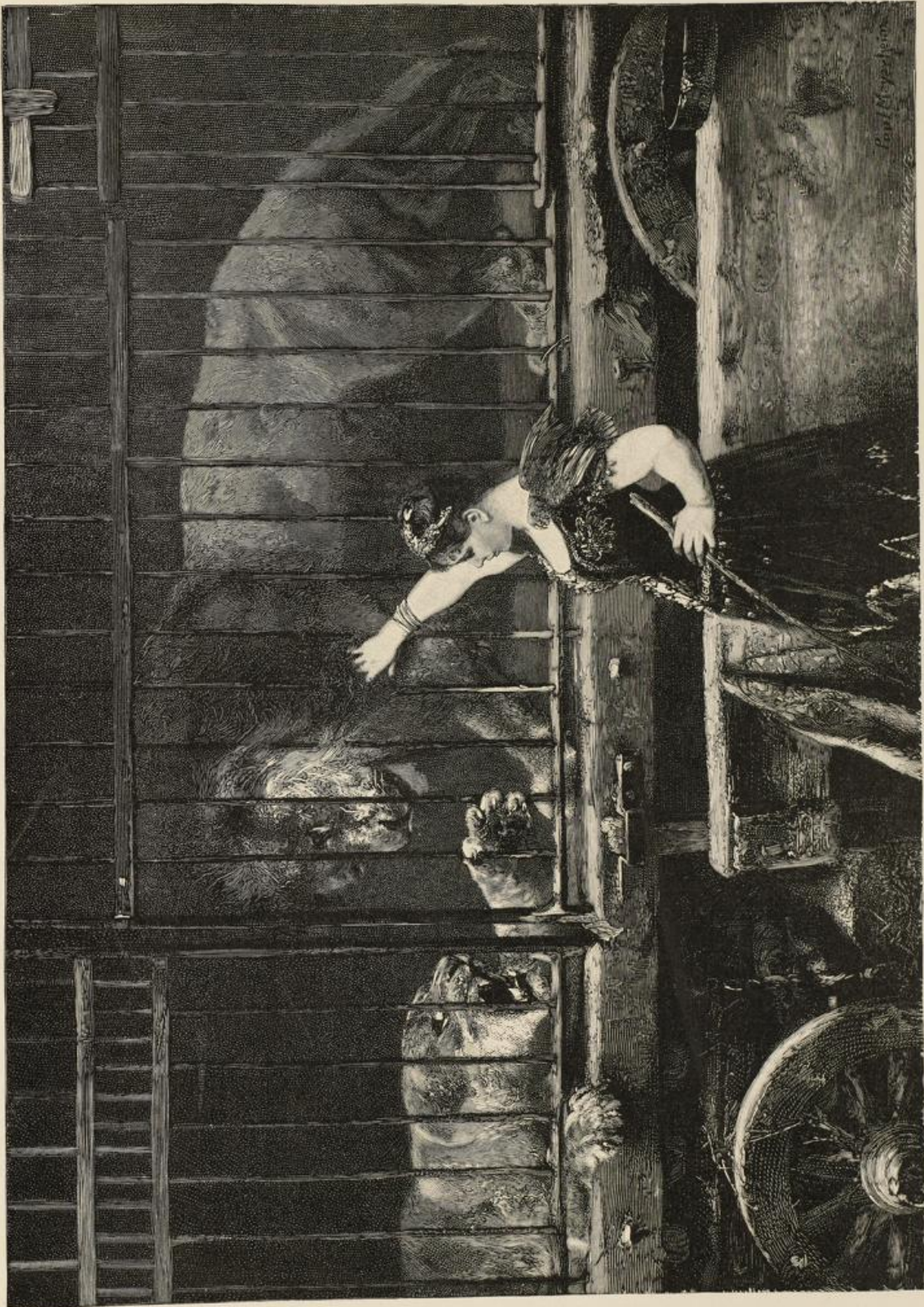
„Nee, nee, Alheid. Wie kannst glauben . . .“

„Dann is das . . .“

„Frag' mich nich. Das is wie so'n Sturmwind über mich gekommen. Ich kann da nich gegen an. Ich kann nich, kann nich.“

„Ja,“ sagte sie und nickte, „nu weiß ich schon. Ein andere. Die . . .“

Sie bückte sich, nahm die Eimer auf. Wenn er ihr das antun konnte um der Schledchten, Falschen willen — Schande und Schmach jeder Augenblick, den sie ihm länger gönnte!



Die eifersüchtige Löwin.
Gemälde von Paul Meyerheim.

Gott
Belt
mer
gen-
phee
füht
aubt
en,
tnis
en."
trat
wie
Der
e in
wir
an,
s?"
erz.
du
Un
in
Tag
das
gen
men
nner
in
Ich
das
mst.
aber
zen.
troß
Ein
lich,
paar
ung,
nich
blüd
Derz
dir
liche
ein
ich,
idig
nich
nich,
Ein
das
unde
!

Aber nach zwei Schritten stellte sie die Eimer nieder, lehrte sich um. „Janfredrik, was ich nu tu, das is das Schwerste, was ich in mein Leben getan hab'." Sie hob stehend die Hände auf. „Ich bitt' dich, bitt' dich — was für ein du auch freien magst — die mit das Goldhaar un die falschen Augen lass' das nich sein. Die nich! Sag' mir, daß du ihr nich meinst.“

„Da über kann ich dich nir sagen, Alheid.“

„Sie hat's verboten, nich wahr? Ja, ja, da erkenn' ich sie an. Glaub' ihr nich. Was sie sagt, sind Lügen, Lügen. Un wenn sie swört, denn is das fals gesworen.“

„Hör' auf!“ rief Janfredrik. „Ich leid's nich, daß du ihr schlecht machst.“

„Das hab' ich nich nötig,“ antwortete das Mädchen stolz. „Das besorgt sie selbst.“ Ihr eben noch in Angst und Liebe aufgelöstes Wesen fror wieder zu Eis. Stumm nahm sie ihre Last auf. Und nur noch einmal wandte sie den Kopf, sprach über die Schulter: „Du hast mich verlassen für die — für die! — Da kommt ein Zeit, Janfredrik — un die is nich weit — wo du mit blutigen Tränen un mit gebrochenem Herzen an diese Stunde un an mein Warnung zurückdenken wirst.“
(Fortsetzung folgt.)

Abendsonne.

(In dem Bilde S. 520 u. 521.)

Die Wasserrosen gleiten
Im gold'nen Rückentanz,
In den besonnten Weiten
Bald wird sich rings verbreiten
Der rote Abendglanz.

Und zischelnd geht der Nachen
Durch Schlingengewächs und Rohr,
Es tönt wie Mädchenlachen,
Und liebliches Erwachen
Regt sich im Abendflor.

Ein sanftes Stockklingen
Schwebt auf der klaren Flut,
Verhallt mit leisem Schwingen
Gleich flieh'nden Wasserringen —
Und alles glänzt und ruht.

Ein Atmen und ein Lauschen,
Wie stumme Liebe spricht,
Die Schattenbäume rauschen,
Und Sehnsuchtssegel baufchen
Sich weit ins Abendlicht.

Maurice von Stern.

Der Weißbacher und seine Freud.

Von Ludwig Ganghofer.

Als ich vor neunzehn Jahren den Mickei Weißbacher kennenlernte, wollte meine Frau keinen Pfannkuchen essen.

Wir waren um die Mittagszeit in unserem Bernerwägeli vor dem einsam gelegenen Bergwirthshaus angefahren, und der Weißbacher, der mich auf die Gemspirsch führen sollte, trat freundlich grüßend an das Wägeli heran, ein langer, kräftiger Mensch, in der üblichen Jägertracht des Hochlandes, mit einem gutmütigen, sonnenverbrannten, von einem pechschwarzen Vollbart umrahmten Gesicht, an dem nichts Außergewöhnliches zu entdecken war. Eins von jenen Durchschnittsgesichtern, wie man sie häufig in den Bergen sieht: gesund, derb in jeder Linie, ein Mund, der lieber lacht, als sich im Ernst verzieht, zwei dunkle Augen, scharf und glänzend, doch ohne jene Sprache, die von Gedanken erzählt. Nur etwas Nebenfächliches fiel mir am Weißbacher auf. Er trug das schwarze Kopfsaar frisch gestutzt, ganz kurz — und zwischen diesen winzigen, rußschwarzen Haarstacheln, von denen jede in der Sonne ein punktfines Glanzlicht an der Schnittfläche hatte, leuchtete die Kopfhaut schimmerweiß heraus, während alles übrige, was es sonst an Haut beim Mickei Weißbacher zu sehen gab, so braun war wie mattes Kupfer. Dieser Kontrast wirkte ein bißchen komisch.

Das erste Wort, das der Weißbacher redete, galt meiner Büchse. Als er sie aus dem Wagen nahm, betrachtete er sie aufmerksam und sagte: „Bal's Büxl so nobel hinschießt wie's aussieht, nacher is scho recht!“ Er trug meine Jagdsachen zu einem Gartentisch, während meine Frau das Mittagessen für uns bestellte. Fleisch war nicht zu haben. Nur einen Pfannkuchen gab es. „Machen Sie recht einen großen,“ sagte meine

Frau zur Wirtin, „nach der vierstündigen Wagenfahrt haben wir tüchtig Hunger.“

Ich setzte mich neben dem Weißbacher an den Gartentisch, und unter der milden Sonne des schönen Herbsttages beredeten wir die Aussichten der Gemspirsch. Meine Frau promenierte im Schatten der Obstbäume, kam aber stink zum Tisch, als der Pfannkuchen gebracht wurde, und setzte sich mir und dem Weißbacher gegenüber. Das Aussehen des appetitlich duftenden Gerichtes schien ihren Beifall zu finden. „Gott sei Dank, weil wir nur endlich was bekommen!“ sagte sie und wollte sich bedienen. Aber da legte sie plötzlich die Gabel nieder, drehte die Augen auf die Seite und guckte starr ins Grüne hinaus.

„Was ist denn los?“

Meine Frau schüttelte den Kopf.

„Aber was hast du denn? So is doch!“

Statt zu antworten, schob sich meine Frau aus der Bank heraus und entfernte sich fluchtartig in den Obstgarten. Ich ging ihr nach. „Aber Kind! Was ist denn?“

„Laß mich . . .“

„Bist du krank?“

„Nein! . . . Aber laß mich!“

„So komm doch her und is! Es wird ja der Pfannkuchen kalt.“

„Hör' auf! Mir graust!“ Dazu ein würgender Laut.

„Grausen? Warum denn? War denn etwas im Pfannkuchen? Eine Spinne?“

„Nein! Aber hast du denn das nicht gesehen? Dieser Mensch da . . . so schau ihn doch an . . . wie er daßigt . . . so was Grausliches hab ich im Leben noch nicht gesehen!“

Ich sah zum Tisch hinüber — und lachte hell hinaus. Da drüben, hinter dem rauchenden Pfannkuchen, sah der Weißbacher, mit den Fäusten auf den nackten Knien, und äugte verwundert zu uns herüber. Über die Brust herunter, fast bis zum Hosensbund, trug er das Hemd weit offen — und da guckte was heraus, als hätte sich der Weißbacher ein schwarzgekräuseltes Lammsfell breit über die Seele gebunden. Doch das Fell war angewachsen.

Kein Zureden konnte meine Frau bewegen, an den Tisch zurückzukehren. Und daß ich den Jäger fortschickte, wollte sie auch nicht dulden, weil kein Grund vorläge, den harmlosen Patron zu beleidigen. Also mußte der Kutscher einspannen, und meine Frau, der aller Hunger gründlich vergangen war, trat mit beschleunigtem Tempo die Heimfahrt an.

Als ich mich dann bei dem kalt gewordenen Pfannkuchen einfand, fragte der Weißbacher mit gutherziger Besorgnis: „Was hat denn 's Frauerl ghabt?“

„Ach, nichts! Ein bißel übel ist ihr worden. Und da war's am besten, daß sie gleich wieder heimgesahren ist.“

„So so?“ Der Jäger sah mich schmunzelnd an. „No . . . da gratulier i halt! So hat's die Meinig aa in ihrer Zeit oft ghabt. Und ausgerechnet allweil beim Essen.“

Ich unterließ es, dieses Mißverständnis aufzuklären, bestellte mir Kaffee mit Butterbrot, und der Weißbacher machte sich mit beneidenswertem Appetit über den kalten Pfannkuchen her. Dabei sagte er plötzlich, mit einem sonderbaren Gedanken-sprung: „Jetzt sollten S' es aber sehgn, unser Büaberl! Hansei hoagt'r! Und gestern hat'r die ersten fünf Schrittln gmacht. Vom Tisch hat'r si gahlings ummignuzelt zum Ofen. Dös Mamdei, dös Hoane, dös is mei ganze Freid!“ Als der Weißbacher diese letzten Worte vor sich hinlachte, hatte er völlig andere Augen als zuvor — wunderschöne, leuchtende, glückliche Augen.

Ein paar Minuten später marschierten wir los, um die drei Wegstunden zur Jagdhütte hinaufzusteigen. Der Pfad führte durch dichten, herrlichen Fichtenwald, in den nur ab und zu ein kleines Auge des Himmels blau hereinlächelte. Kaum hörbar ging ein leises Träumen über die Wipfel hin. Es war so schattensön und still — man pflegt zu sagen: wie in einer Kirche. Aber dieser Vergleich scheint nach einer Seite zu hinken. Wenigstens hab ich von einer Kirche noch nie gehört: es wäre in ihr so still und schön wie in einem hundertjährigen Walde. Und gute Vergleiche sollten auf Gegenseitigkeit beruhen.

Für die blaugrüne Schönheit, die uns fein umflüsterte, hatte der Weißbacher kein Auge, keinen Sinn. Immer guckte er vor sich hin auf den Steig und erzählte dabei, daß der Kochherd in der Jagdhütte keinen richtigen Zug hätte, und daß man, bevor ein lustiges Fuiertl in Gang käme, immer eine halbe Stunde lang mit tränenden Augen im dicksten Rauch sitzen müßte. Dann fing er von der Jagd zu schwätzen an, so trocken und gleichmütig, wie ein Nagelschmied vom Schusterhandwerk redet, um das er sich nur bekümmert, weil er Nägel für die Sohlen schmieden muß. Ich hörte da kein Wort vom Weißbacher, das charakteristisch gewesen wäre und das ich mir hätte merken mögen.

Doch als wir aus dem Wald auf eine große Lichtung hinaustraten und einen zaubervollen Blick über das tiefe, von purpurnen Schatten umgossene Wiesental mit seinen zerstreuten Gehöften gewannen, da blieb der Weißbacher stehen, sah hinunter und bekam wieder jene schönen, leuchtenden, glücklichen Augen.

Ich dachte schon, jetzt wird er sagen: „Gelten S', a feins Plahl!“ — oder was Ähnliches — irgend ein Wort, in dem sich sein Verständnis für schöne Natur ver-raten mußte.

Aber da deutete er mit der kupferbraunen, haarigen Hand hinunter und sagte: „Schaugn S', Herr Dokter, dös Anwesen, dös gar so weiß ausspizt aus die Baam, dös is mei Hoamatl. Dös Häusl, dös is mei ganze Freid!“

Während wir auf steilen Serpentinien über die Lichtung emporstiegen, guckte der Weißbacher hundertmal hinter uns ins Tal — und was er dabei auch redete, alles hatte einen warmen Klang, einen Ton, der irgend etwas Besonderes und Werkwürdiges zu sagen schien.

Auf der Höhe der Lichtung, als der Ausblick am schönsten wurde, setzte ich mich nieder, um ruhiger schauen zu können. Der Weißbacher hochte sich an meine Seite — und wenn er nicht schwieg oder gähnte, quasselte er gleichgültiges und blut-leeres Zeug. Denn das Häuschen dort unten, das so winzig und blumenweiß aus den Apfelbäumen herausgeschimmert hatte, war nicht mehr zu sehen. Und die ganze übrige schöne Welt um uns her schien für den Weißbacher nichts Beachtens-wertes mehr zu haben.

Ein Mensch mit zwei Seelen! Und die schönere von den beiden brauchte immer ihr besonderes Stichwort, um aufzuleben! Der Weißbacher begann mir interessant zu werden. Und unter ernstem Gedanken sah ich ihn von der Seite an. Aber der silberweiße Hautschimmer, der unter den schwarzen Haarstacheln vom kupferbraunen Nacken hinaufging bis zur kupferbraunen Stirn, wirkte wieder komisch auf mich.

Ich fragte: „Warum haben Sie sich denn das Köpfl gar so nackt verstuzen lassen?“

„Weil's sonst net ausgibt bei mir. Bal der Vader bloß so a bißl schnipfeln taat, da kumt i eahn alle vierzehn Zäg zwanzg Pfenni zahlen. 's Haarete wachit bei mir wie narret. I woag net, was i für an Haarboden hab. Als hätt mer unser Herrgott an Kunstdünger auffigichmirbt!“

Am Abend, droben in der Jagdhütte, bekam der Weißbacher wieder die schönen, leuchtenden Augen. Ich hatte ihn eingeladen, bei meiner Konservennahlzeit mitzuhalten. Doch der Weißbacher schüttelte den komischen Kopf, daß sein schwarzer Bart einen heftigen Backler machte. „Vergeltsgott, Herr Dokter! I hab ebbes Bessers.“ Aus fettigem Zeitungspapier schälte er ein Stück Rauchfleisch hervor, auf dessen weißem Speck sich die ganze Schrift der Zeitung abgedrückt hatte — dieser silberne Speckschimmer zwischen dem schwarzen Gesprenkel erinnerte an die Frisur des Weißbacher. „Dös is sei a quats Bröckl!“ sagte er. „Dös hat mer mei Hannerl eingewickelt. Dö sorgt halt für mi! Is scho wahr, dös Weibl, dös gute, dös is mei ganze Freid!“ Ohne die Druckerchwärze vom Speck zu schaben, begann er drauflos zu beißen — und weder früher noch später im Leben hab ich das ein zweites Mal gesehen, wie der Genuß und das Behagen des Schmausens ein menschliches Gesicht bis zu diesem Ausdruck seliger Ver-klärung durchleuchten kann. Immer mußte ich dem Weiß-bacher in die strahlenden Augen und auf den schmagenden Mund gucken. Je mehr es mit dem Rauchfleisch zu Ende ging, um so langsamer ah er, um so kleiner wurden die Stückchen, die er schnitt — und als er den letzten Bissen gleich einer wunderiamen Köstlichkeit verschluckt hatte, kratzte er noch mit dem Messer das Fett von dem glänzenden Zeitungs-papier und strich diese graue Ernte auf seine Zunge.

Jetzt kannte ich die ganze Welt der schönen Seele, die intermittierend im Weißbacher aufleuchtete, wenn er fern war von seinem Hoamatl. Sein Weib, sein Kind, sein Haus, und daneben gab es für den Weißbacher nichts mehr auf Gottes weiter Erde. Wie glücklich mußte dieser Mensch daheim zwischen den vier Wänden seiner Stube sein — unter seinem Dach, bei seinem Hannerl, bei seinem Buben — bei seiner ganzen Freud! —

Am folgenden Mittag, als wir vom ersten Pirschgang heimkehrten, kochte sich der Weißbacher einen Schmarren. Be- vor er zu essen anfing, tat er einen tiefen, schweren Seufzer; und dann würgte er die Brocken gleichgültig hinunter, wie ein Tier, das nichts anderes will, als seinen Magen füllen.

Nach zwei Tagen war ihm das gestutzte Haar schon wieder so weit gewachsen, daß man nichts mehr von dem silberweißen Schimmer sah. Und auf der Pirsch — ob wir nun in heißer Sonne gingen oder ob am Morgen und Abend der schneidende



Thorne.
Original by J. Wallace.

Bergwind eiskalt herfuhr über die Schneefelder — immer trug der Weißbacher das Hemd an der Brust weit offen. Freilich, was ein richtiger Pelz ist, der kühl in der Hitze und wärmt in der Kälte! So was Ähnliches sagte der Weißbacher einmal. Und fügte die philosophische Bemerkung bei: „Drum san d' Viecher, dö in der Wildnus leben müassen, alle haaret. Und gjund! Unser Herrgott woah scho, was 'r tuat.“

Aber den Jäger, der im „gunden“ Weißbacher steckte, konnte ich mich eigentlich nicht beschweren. Er war verlässlich, revierkundig, hatte immer den richtigen Einfall, wenn es zu handeln galt, und brachte mich in drei Tagen auf zwei gute Gemshöcke zu Schuß. Aber es war für mich nicht die rechte Freude dabei. Bei der Jagd fehlte dem Weißbacher jenes heiß aufbrennende Feuer, das ich liebe — und daheim in der Jagdhütte verstand er sich nicht auf dieses frohe, schwagelustige Aufwärmen, das alles Erlebte neu lebendig und noch schöner macht. Wenn er nicht Anlaß hatte, von seinem Haus, von seinem Hannerl und von seinem Hansei zu reden, saß er still und gähnend hinter dem Kochherd, ließ immer wieder sein Pfeiflein falt werden oder schlief im Sigen ein und sing zu schnarchen an. Diese gleichmütige Jägerart, die sich durch keine Hoffnung befeuern und durch keinen Mißerfolg vergrämen ließ, verdarb mir das Vergnügen und legte sich wie trockener Staub auf meine grüne Freude. Das heißt, der Weißbacher ließ sich schon vergrämen durch den Mißerfolg und durch die Hoffnung auf einen glücklichen Schuß meiner Büchse in Blut bringen. Aber das hatte nichts mit dem Jäger zu tun — das hatte nur eine Beziehung zum Hannerl, zum Hansei und zu dem blumenfreundlichen Haus. Denn als wir zwei weitere Tage gepircht hatten, ohne den dritten Bock auf die Decke zu bringen, fing der Weißbacher am Morgen beim Ausmarsch unter den funkelnden Sternen wie ein Wilder zu stuchen an: „Himi Kreuz Teißi Sakrament überanander! Heut muah ebbes her! Heut muah i an Bock abtragen!“ Auf den Bock kam es ihm dabei nicht an, nur auf das „Abtragen“, auf das Stündchen, das er daheim verbringen konnte bei seiner ganzen Freud.

An diesem Pirschmorgen leistete der Weißbacher als Jäger wahrhaft Übermenschliches. Der Wind fladerte nach allen Richtungen, und jede Mühe schien aussichtslos. Aber der Weißbacher ging Wege, wie sie noch nie ein Jäger gegangen, und arbeitete mit dem Instinkt eines hungrigen Raubtiers, das alle Schliche zu nutzen versteht. Er brachte mich auf einen Gemshock zu Schuß, der unerreichbar schien. Aber die Wege, die wir gegangen, hatten mich erschöpft — und ich fehlte. Und sah nicht dem davonsausenden Bock nach, sondern guckte erschrocken den Weißbacher an. Der nahm den Hut ab, fuhr sich mit dem Armel über die schweißbetropfte Stirn und sah über die Felswand in die Tiefe hinunter — wie auf den Untergang einer schönen Stadt und auf den Tod von tausend Menschen. Und sagte: „Ja, Herr! So geht's zua in der Welt!“ Dann sprach er kein Wort mehr, auf dem ganzen Heimweg keine Silbe.

Dieses enttäuschte Herz in seiner lechzenden Sehnsucht weckte mein Erbarmen. Ich schrieb in der Jagdhütte eine Postkarte und gab sie dem Weißbacher: „Da, Midei, trag sie hinunter!“ Alles graue Unwetter seiner Seele war jäh verwandelt in lachende Sonne. Flink wie ein Wiesel sprang der lange Mensch davon. In seiner Freude mußte er auf dem Wege jauchzen und jodeln. Ich hörte dieses glückselige Gedudel noch immer, als der Weißbacher schon längst verschwunden war.

Den Tag verschlief ich in der Hütte und erwachte erst, als der schöne Abend dämmerte. Der Weißbacher war noch immer nicht da. Ich kochte. Dann setzte ich mich auf die Türschwelle und blickte träumend in den Glanz des Abends. Weil eine langgestreckte Felswand vor dem Dämmerblau des Himmels so buttergoldig wurde, fiel mir der Pfannkuchen ein, und ich mußte lachen. Wie das eigentümlich klang: dieses einsame Lachen in dieser ernsten, lautlosen, leuchtenden Stille!

Kein Windhauch mehr. Keine Tierstimme. Nirgends der Klang eines rieselnden Wassers. Nur Schweigen und schöne Farben um mich her. Und der Herdrauch, der sich langsam über das Dach herunterkäufelte, verdünnte sich rings um die Hütte zu einem feinen, himmelblauen Schleier, der alle Bilder des Abends noch farbiger machte und das gelbe Feuer der Felszinnen in grünliches, geisterhaftes Leuchten verwandelte.

Manchmal, als aller Glanz schon zu ergrauen anfang, kam ein zartes, kaum noch vernehmliches Tönen aus der Tiefe herauf. Ich dachte einmal, ob das nicht die Freude des Midei Weißbacher wäre. Doch es kam von den Viehgloden der großen Alm, die hinter einem langen Waldstreif dort unten lag. Auf unseren Pirschgängen waren wir nie zu dieser Alm gekommen. Aber von den Graten aus, über die wir hingestiegen, hatte ich das weitgedehnte Weidefeld mit den drei- undzwanzig Sennhütten oft gesehen. Von diesen Hütten kam das feine, zärtliche Klingen heraufgeschwommen durch die Stille der versinkenden Abendglut.

Und dann die kühl atmende Nacht, mit den schwarzen Mauern der Berge vor dem stahlblauen Himmel. Die großen Sterne funkelten so feurig, als wäre in jedem dieser fernem Weltenbürger die ganze Freude des Midei brennend worden.

Jenes leise Tönen war nicht mehr zu hören. Doch etwas anderes vernahm ich. Immer wieder. Weit aus der Ferne. Ein ganz merkwürdiges Geräusch — ähnlich dem Geplätscher, das ein Guß Wasser macht, der auf Steinplatten geschüttet wird. Ich konnte mir dieses Geräusch nicht erklären. Und grübelte immer.

Plötzlich stand in der Finsternis der Weißbacher vor mir, ohne daß ich ihn hatte kommen hören. „Vergeltsgott, Herr Dokter!“ sagte er, mit einer frohen Wärme in der Stimme.

„Du! Midei! Horch einmal!“

Er lauschte in die Nacht hinaus. Und jetzt hörte man's wieder, dieses Merkwürdige.

„Was ist denn das?“

Der Weißbacher lachte. „Auf der Kernmadenalm, da tean f' heut lampelsprizen.“

Ich verstand nicht, was er meinte. „Lampelsprizen? Was ist denn das?“

Erst trug der Weißbacher sein Zeug in die Hütte. Dann erklärte er mir die Sache.

Morgen wäre ein hoher Feiertag drunten im Hof. Und es wäre seit alten Zeiten so Sitte, daß die dreiundzwanzig Sennerrinnen der Kernmadenalm am Morgen dieses Feiertages den Pfarrer mit einem lebensgroßen, ganz aus Butter zusammengeneteten Lamm beschenken, dem das gelockte Fell, wenn der Körper aus dem Groben geformt wäre, mit feinen Butterfäden aufgespritzt würde. Jede von den dreiundzwanzig Sennerrinnen hätte für dieses Kunstwerk einen Ballen Butter zu spenden. In der zu höchst gelegenen Almhütte, bei der alten Kessel vom ledigen Hof, kämen am Vorabend des Festes alle die Sennerrinnen zusammen. Da würde dann das Kunstwerk geschaffen. Und die alte Kessel mit ihrer Tochter, das wären zwei raffige Weiberleute, die das Maulwerk auf dem rechten Fleck hätten. Drum ginge es beim Lampelsprizen gar lustig und übermütig zu. Und was ich da in der stillen Nacht vernommen hätte, dieses merkwürdige, mir unerklärliche Geräusch — das wäre das Gelächter und Geschrei der dreiundzwanzig Sennerrinnen.

„Midei! Da muß ich hinunter! Das muß ich sehen!“

Der Weißbacher schien von meinem Wunsch nicht sonderlich erbauet und schüttelte bedenklich den Kopf. „Dö lassen uns net eini in d' Hütten.“

„Das wirst du schon fertig bringen. Heut hab ich dir eine Freud gemacht, jetzt mach du mir eine! Das will ich sehen. Also, vorwärts!“

„Herr Dokter, Herr Dokter, dö Sach geht schief aus! Es is net der Brauch, daß beim Lampelsprizen Mamsbilder derbei san! Und die alte Kessel und ihr Madl, dö zwoa san scho die richtigen! Und bal amal d' Weiberleut in der

Übermacht san, da haben s' Ioan Zaum und Zügel nimmer!“ Dem Weißbacher kam ein beklemmender Ton in die Stimme. „Dö Sach is mer aa sunst no a biszl unglegen. Wiffen S', mei Hammerl, dö hat mi halt so viel gern. Und da eifert s' halt allweil a bisserl. Ja! Da is glei allweil Fuier an Dach! Drum mach i lieber an Umweg, bal i a Weibsbild siech. Und iaß glei dreiazwanzg beinander auf oam Schüppel! Lassen S' es guat sein, Herr Dokter! Morgen fuhr i Cahna auf an guaten Hirsch. Verlaubt is uns freilich Ioaner. Aber döös will i scho verantwortigen beim Förstner. Bloß mei Hammerl möcht i net gern verdriassen.“

Die Angst, die der Weißbacher hatte, reizte mich noch mehr. „Wenn du nicht willst, so geh ich allein. Das muß ich sehen.“

Brummend steckte Midei eine Kerze in die Laterne und strich auf der Schattenseite seiner Lederhose ein Zündholz an. „In Gottsnamen! Probieren mer's halt!“

Wir wanderten durch die Finsternis hinunter. Ich ging vor dem Weißbacher her, und der Schein der Laterne warf meine gaukelnden Schattenbilder als ungeheuerliche Schwarzgestalten über die Steine und zwischen die Bäume.

Während wir durch den Wald hinunterstiegen, erfuhr ich vom Weißbacher noch die Geschichte eines seltsamen Lebens-

laufes, die Chronik einer ungewöhnlichen Familientradition. Die Nesi nämlich, die heute als Lampelprüferin fungierte, war ein fünfzigjähriges Mädchen, das mit seiner fünfundzwanzigjährigen Tochter Marei in der obersten Almhütte hauste. Mutter und Tochter waren die Bäuerinnen vom ledigen Hof. Seit Menschengedenken hatte auf diesem Hof immer nur eine Bäuerin regiert, nie ein Bauer. Kam die junge Bäuerin in die 'sebtrohen' Jahre, so nahm sie sich einen, der ihr gefiel. Aber vom Heiraten wollte sie nichts wissen, sondern blieb die ledige Bäuerin, gebar eine Tochter — und zwanzig Jahre später ging die Sache wieder von vorn an. Im Dorfe kannte man bereits vier Generationen dieser Art. Im ledigen Hof war immer nur eine Tochter geboren worden, nie ein Sohn. „Dö haben si seit hundert Jahr allweil oanseiti furtzplanzt!“ sagte der Weißbacher. Und während er das erzählte, klang vom Almfeld immer deutlicher das plätschernde Gelächter und Geschrei der dreißigjährigen Semmerinnen herauf.

Ehe wir den Waldsaum erreichten, blies der Midei das Licht in der Laterne aus. „Da müassen mer uns hoanlich zuawimmachen. Bal d' Madln mirken, daß a Mannsbild überzwerch is, lassen s' uns nimmer eini.“ (Schluß folgt.)

Fledermäuse.

Von Dr. Kurt Lampert.

Wie offen stehen in lauer Sommernacht die Fenster des Schlafzimmers. Verloren dringen mancherlei Nachtöne herein, das Zirpen einer Grille, ein ängstlicher Ruf eines Vogels, den eine wildernde Katze aufgeschreckt hat, das Quaken eines Laubfrosches. Da huschen im fahlen Schein des Mondlichts dunkle Schatten an der Zimmerdecke entlang; der Blick vermag die Erscheinung kaum zu fassen; ein Kommen und Gehen im Rahmen des Fensters von flüchtigen Gestalten. Immer mehr werden ihrer, bald herrscht ein toller gespenstischer Tanz im ganzen Zimmer. Fledermäuse sind hereingeraten. Jedes Jahr wiederholt sich mehrfach in meiner Wohnung dieser eigenartige Besuch, und ich freue mich seiner. Flüchtig wie ein Gedanke, ungreifbar, kaum sichtbar, durchschwirren Duzende dieser Nachtgefallen das Zimmer, lautlos, geräuschlos, ihre Gegenwart fast mehr dem Gefühl veratend, als den Sinnen sich offenbarend. Wie ein Traum erscheint uns das ganz spukhafte Treiben, und traumhaft vermischen sich allerlei Vorstellungen — mondbeschiene Ruinen, von Fledermäusen umkreist, dunkle Höhlen, durchschwirrt von Wolken von Fledermäusen, gespenstisch beleuchtet vom roten Schein der Fackel, die sie aus ihren Schlupfwinkeln aufgeschreckt, und dazwischen klingen Wiener Walzertöne und nedischer Gesang.

Mit Kröte und Salamander, mit Käuzchen und Schuhu zählt seit alters die Fledermaus unter das Nachtgelichter, dem in früheren Zeiten ein braver Christ sich bekreuzigend aus dem Wege zu gehen pflegte, und bis in unsere aufklärungsstolzen Zeiten klingt die abergläubische Furcht, wenn nicht geradezu der Ausdruck des Abscheus vor diesen Tieren hinein.

Wie viele haben sich denn die Mühe genommen, eine Fledermaus zu betrachten! Freilich dürfte es schwer sein, eine von unseren nächtlichen Besucherinnen zu fangen. Mit größter Gewandtheit weichen sie jedem Schlag aus, und eine Jagd auf Fledermäuse mit Lüchen und Besen betrieben, endigt meist mit zer Schlagenen Basen und Lampen, selten aber wird das Wild zur Strecke gebracht.

Am Tage aber oder im Winter haben wir vielleicht Gelegenheit, eine schlummernde Fledermaus zu erbeuten und uns das gefürchtete Tier näher anzusehen. Welch bizarre Gestalt! Wir wundern uns nicht, wenn uns die Fledermäuse in alten zoologischen Lehrbüchern als halb Säugetier, halb Vogel vorgestellt werden. Die Tiere selbst wußten hieraus Vorteil zu ziehen, wie uns eine im preussischen Samland von Neusch überlieferte verbreitete Sage mitteilt. Einst führten die Vögel mit den vierfüßigen Tieren Krieg. Die fluge Fledermaus wollte jedenfalls der siegenden Partei angehören und hielt sich immer dorthin, wohin der Sieg sich neigte. Unter den Vögeln gab sie sich für einen Vogel aus, unter den vierfüßigen Tieren für eine Maus. Als aber der Friede geschlossen war und ihr Betrug erkannt wurde, wurde sie für ihr Doppelspiel von beiden Parteien verurteilt. Seitdem läßt sie sich nimmer bei Tage sehen, und wir wissen hiermit zugleich, warum die Fledermaus ein Nacht- und Dämmerungstier ist.



Abb. 1. Stelett einer Fledermaus.

Aus verschiedenen Klassen der Säugetiere kennen wir Beispiele von Anpassungen an das Wasserleben. Aber zum richtigen Luftleben haben es nur die Fledermäuse gebracht, und in interessantester Weise ist ihr Körperbau daraufhin verändert. Von Flügeln dürfen wir freilich korrekterweise nicht sprechen, sondern nur von einer Flughaut. Im Gegensatz zu fast allen anderen Säugetieren überrreffen die Vordergliedmaßen, die Arme, die Hintergliedmaßen bedeutend an Länge, und ganz unverhältnismäßig verlängert sind die Finger der Vordergliedmaßen (vergl. Abbildung 1). Zwischen ihnen spannt sich die Flughaut aus, die sich an den Armen und an den Körperseiten bis zu den Hintergliedmaßen fortsetzt, und auch diese sind untereinander durch eine den Schwanz einschließende dünne Haut verbunden. Auch bei einigen anderen Tieren, z. B. bei bestimmten Eichhörnchen, sehen wir eine Hautfalte sich von den Körperseiten zu den Gliedmaßen hinüberziehen; sie hat diesen Eichhörnchen den Namen Flughörnchen verschafft, obwohl wir sie nur als einen Fallschirm aufzufassen haben, der den Tieren weite Sprünge von oben

nach unten ermöglicht. Die Flughaut der Fledermäuse dagegen ist ein wirkliches Flugorgan. Wenn auch der Name „Fledermäuse“ auf Klattern hindeutet, so können doch manche Fledermäuse es mit vielen Vögeln an Gewandtheit des Fluges, an raschen Wendungen aufnehmen. Auch schon äußerlich zeigt sich aber sofort der erwähnte Fallschirm einiger Eichhörnchen als von der Flughaut der Fledermäuse total verschieden. Bei den Flughörnchen ist die Haut mit Haaren besetzt wie die ganze Körperhaut, bei den Fledermäusen dagegen ist sie ein feines dünnes Häutchen, würdig eines zarten Elfenleibes.

„Ihr andern führt mit Fledermäusen Krieg,
Den kleinen Elfen Höde draus zu machen“

befiehlt Titania im „Sommernachtsstraum“. Vielleicht freilich sollte auch das ganze Fell diesem Zweck dienen, und ein Mantel aus Fledermausfellen würde wohl manchem anderen Pelzwerk nicht nachstehen. Feine weiche Haare bedecken dicht den Körper und rufen durch ihre braune Färbung im Verein mit dem Schwanz, der Gestalt des Kopfes, vor allem aber der Größe der Fledermäuse die Ähnlichkeit hervor, der die Tiere die zweite Hälfte ihres Namens verdanken. Würde eine der geneigten Leserinnen sich überwinden können, ein solch weiches Fellchen einer Fledermaus zu streicheln?

Freilich müßte bei diesem Versuch an einer lebenden Fledermaus die streichelnde Hand sich in acht nehmen, mit den scharfen und spitzigen Zähnen in unliebsame Berührung zu kommen. Dieses Gebiß erinnert uns wiederum an eine andere Gruppe von Säugetieren, an das Gebiß der Spitzmäuse, Maulwürfe u. a., die der Zoologe als Insektenfresser zusammenfaßt, und hierin haben wir zugleich einen Hinweis auf die Nahrung, von der die meisten Fledermäuse leben. Wohl werden wir auch noch einer ganzen Gruppe zu gedenken haben, die sich von Früchten nährt, und auch von dem Vorwurf blutdürstigen Charakters sind einige Fledermäuse nicht ganz freizusprechen, für die weit überwiegende Mehrzahl aber und für alle in Deutschland lebenden Fledermäuse sind die Insekten die einzige Nahrung. Sie sind Kerzjäger, und der Schinken des Bauern im Rauchfang ist vor ihnen ebenso sicher wie vor der Schleiereule, wengleich es sich der Bauer nicht nehmen läßt, in diesen beiden gelegentlich hier erwüthten Tieren die Attentäter auf seine Wurstwaren zu

sehen und deshalb den Fledermäusen auch den Namen Speckmäuse beizulegen.

Spitzmäuse und andere Insektenfresser erjagen ihre Beute auf und unter der Erde, den Fledermäusen gehört das Reich der Luft. Mit raschem Flug und sicherem Fang erhaschen sie ihre Nahrung. Wer an Sommerabenden in Eichenwäldern geht, der kann es wohl erleben, daß Duzende von Fledermäusen in reißendem, raschem Flug, in blitzschnellen Wendungen die Gipfel der Bäume umkreisen. Bis herab zum Spaziergänger dringt ihre schrille, auffallend hohe Stimme, zugleich aber auch das knackende Geräusch der Kiefern, mit denen sie ihre Beute zerbeißen, und wie gewaltig sie unter den Nistkäserchwärmen, deren Fraß die Eichen schon fast entlaubt hat, aufräumen, beweisen die harten Flügeldecken der Käser, die fortwährend zu Boden fallen. Die Beute wird auch gleich im Flug verzehrt, wie überhaupt das Luftleben den Fledermäusen so sehr zur Gewohnheit geworden ist, daß die Weibchen auch ihre Zungen im Fluge bei sich tragen. Um so unbeholfener sind die Fledermäuse auf dem Boden, und wir vermögen die Ursache hiervon darin zu erkennen, daß im Gegensatz zu allen anderen Säugetieren das Kniegelenk nicht nach vorn, sondern nach hinten gerichtet ist. So kommt es auch, daß die Fledermäuse, die einmal auf den Boden geraten, diesen so bald wie möglich durch Erklettern einer Erhöhung, sei es eines Baumes oder eines Steines, wieder zu verlassen bestrebt sind.

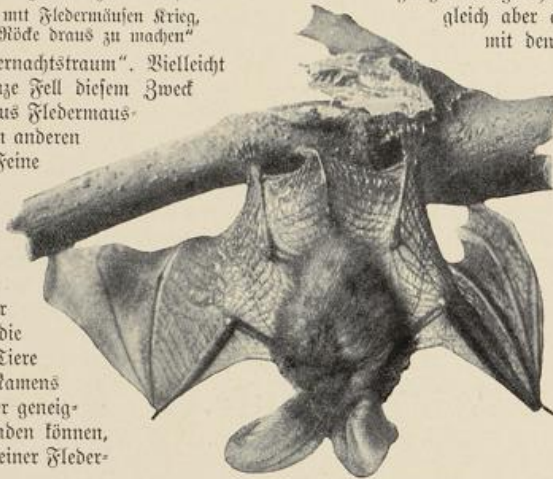


Abb. 2. Ohrfledermaus.

sehen wir uns kurz unsere deutschen Fledermäuse etwas näher an. Am häufigsten kommt uns wohl die frühfliegende Fledermaus (*Vesperugo noctula*) zu Gesicht, sie fliegt zuweilen schon etliche Stunden vor Sonnenuntergang; von allen einheimischen Fledermäusen ist sie die kräftigste und fliegt am höchsten, sie bewohnt vorzugsweise Wälder, nähert sich jedoch auch, wo ausgedehnte Baumgärten und Parkanlagen vorkommen, dem bewohnten Ort und wird nicht selten in Mengen zusammen im Winter auch in Gebäuden angetroffen. Hier findet sie sich auch öfters zum Wintereschlaf ein, der sehr fest ist, so daß mildere Bitterung keinen Einfluß auf sie ausübt. Sie gehört zu den Fledermäusen, die sich durch den Besitz sehr großer Ohren auszeichnen; die Krone schießt allerdings hierin die langohrige Fledermaus (*Plecotus auritus*) ab (Abb. 2), deren kolossale Ohren sich beim Flug gleich Widder-



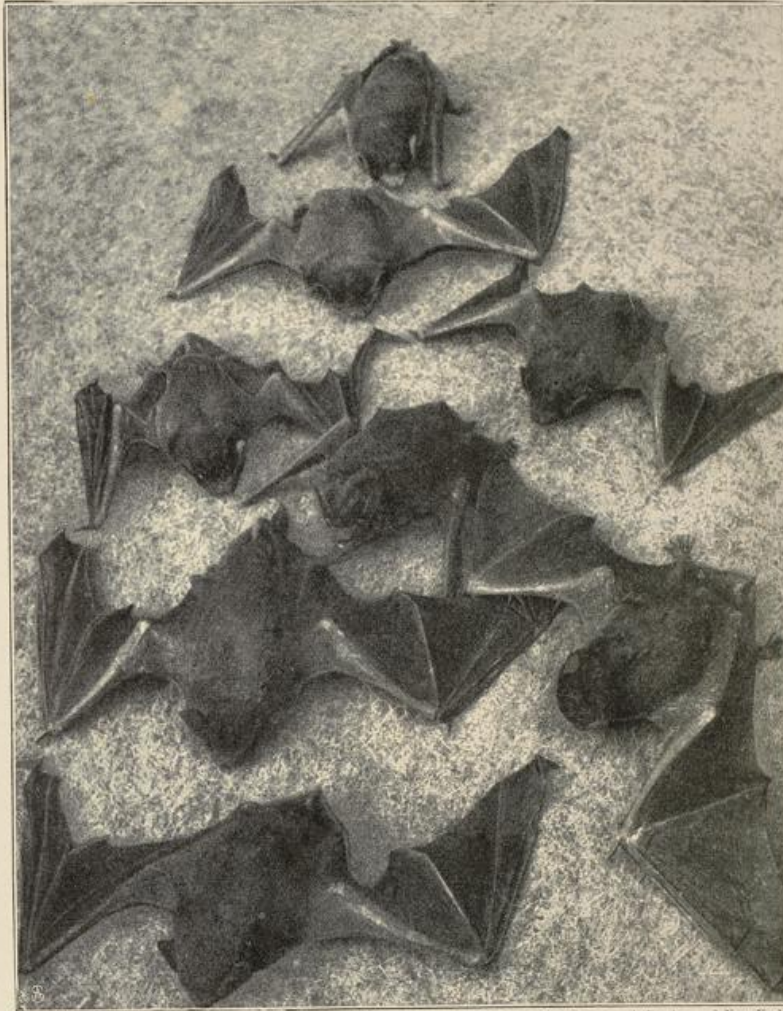
Abb. 3. Zwergfledermaus.

hörnern nach abwärts biegen. Im Gegensatz zu der frühfliegenden Fledermaus kommt die verwandte Art, die den Namen spätfliegende Fledermaus (*Vesperugo serotinus*) führt, erst spät zum Vorschein und ist sehr empfindlich gegen äußere Einflüsse. Kalte, unfreundliche Nächte lassen sie ihre Schlupfwinkel nicht verlassen, und ebenso fliegt sie nie bei Wind und Regen. Ihr Flug ist niedrig und langsam, mit weit ausholenden flatternden Flügelschlägen. Sie erinnert hierin an andere deutsche Fledermäuse, die zur Gattung *Vespertilio* zusammengefaßt werden und bei denen besonders mehr von einem Flattern als von einem Fliegen gesprochen werden kann. Zu diesen gehört auch die gemeine Fledermaus (*Vespertilio murinus*); sie ist es vor allen Dingen, die sich meist an Gebäuden verkriecht und sich hier oft zu Hunderten zusammenfindet.

Mit vielen anderen teilt auch sie die Scheu vor schlechtem Wetter. Diesen großen stattlichen Fledermäusen gegenüber verhält sich ganz anders die Zwergfledermaus (*Vesperugo pipistrellus*). (Abb. 3.) Sie ist von allen die kleinste und in Deutschland zugleich die häufigste Art. So unscheinbar sie erscheint, so ist sie entschieden von allen am wenigsten empfindlich. Mit Sonnenuntergang zum Vorschein kommend und erst in der Morgendämmerung wieder verschwindend, scheut sie keine Witterung und fliegt in Sturm und Regen frei umher. Ihr Flug ist hoch und rasch und zeichnet sich durch schnelle und gewandte Wendungen aus. Von allen einheimischen Arten zieht sie sich am spätesten in das Winterquartier zurück und beendet zuerst den Winterschlaf; ja, man kann in milden Wintern, besonders bei Tauwetter, beobachten, daß sie dann ihren Winterschlaf unterbricht und umhersieht. In der Wahl ihrer Quartiere sowohl für den Winter wie für den Tageschlaf ist sie nicht wählerisch. Sie findet sich auf Dachböden, in Kellern, Felsritzen, Baumlöchern, Bohrlöchern in Balken und dergleichen. Es mag mit ihrer Widerstandsfähigkeit zusammenhängen, daß sie sich leicht an Gefangenschaft gewöhnt und mit Milch und lebenden Insekten gefüttert, monatelang aushält, als liebenswürdiges Haustier also nur empfohlen werden kann. Für solch ausgesprochene Dunkeltiere, wie es die Fledermäuse sind,

sind die Augen merkwürdig klein, wenn wir im Vergleich hierzu an die Augen anderer Nachttiere denken; wir dürfen annehmen, daß die geringere Schärfe des Gesichtssinns, wenn sie wirklich vorhanden ist, ausgeglichen wird durch die ungewohnte Ausbildung des Gefühls. Man hat Fledermäusen die Augen verklebt und sie in einem Zimmer fliegen lassen, das nach allen Richtungen von einer großen Anzahl feiner Fäden durchzogen war; das Tier stieß nicht nur nicht an Ecken und Wände an, sondern es vermied im Flug auch die ausgespannten Fäden. Die Luftwellen, die von den dünnen Fäden beim Flug des Tieres zurückgeworfen werden, waren

stark genug, die Fledermaus das Hindernis wahrnehmen und vermeiden zu lassen. Als Sitz dieses außerordentlich feinen Tastvermögens ist in erster Linie die Flughaut zu nennen, die ungewohnen reich ist. Aber auch die Ohren sind in den Dienst der Tastempfindung gestellt und durch eigenartige Auswüchse vergrößert, und in dem gleichen Sinn haben wir die merkwürdigen Aufsätze auf der Nase zu deuten, die wir bei vielen Fledermäusen antreffen, und die den Tieren oft ein ganz bizarres Aussehen verleihen. Diese lappenförmigen Aufsätze mit ihren Einfaltungen und rippenförmigen, kühn geschwungenen Erhöhungen, alles Einrichtungen, die eine Vergrößerung der Oberfläche bezwecken, können direkt als Vorbilder der Ornamentik modernsten Stils bezeich-



From Stereograph copyright Underwood & Underwood, London and New York.

Abb. 4. Gemeine Fledermaus im Winterschlaf.

net werden. Sie sind mit Haaren ausgestattet, die jedenfalls die gleiche Bedeutung wie die sogenannten Schnurhaare anderer Tiere haben, die wir als Tastorgane betrachten müssen.

Am Tag ruhen die Fledermäuse; wie alle lichtscheuen Tiere, suchen sie ein geschütztes Versteck auf, und eine lange Ruhezeit bringt für die Tiere in unseren Gegenden der kalte Winter. Für alle Tiere, die sich von Insekten nähren, bedeutet der Winter, soweit sie nicht, wie z. B. die Meisen, die Insekten aus ihren Schlupfwinkeln hinter Rinden und unter Moos hervorholen, die Zeit nicht nur der Not, sondern des Todes. All das Insektenvolk, das am Tag und bei Nacht in der Luft herumswirrt, ist verschwunden; zweierlei Wege bleiben den Tieren, die auf diese meist angewiesen sind, übrig: in wärmere Gegenden zu ziehen, wo auch in diesen Monaten



Abb. 5. Flughund mit entfaltenen Flügeln.

der Tisch gedeckt ist, oder den Winter in lethargischem Zustand zu verschlafen, zu verträumen, jeglicher Nahrungsfürge enthoben, bis die wärmeren Strahlen im Frühjahr sie wecken und wieder der Hunger zu stillen ist.

Von einigen Arten Fledermäusen Amerikas scheint es ausgemacht, daß sie dem Beispiel der Zugvögel folgen und im Winter nach südlicheren Gegenden ziehen; die überwiegende Mehrzahl der Fledermäuse dagegen hält, wie wir schon andeuteten, einen Winterschlaf, und unsere Abbildung 4 zeigt uns eine Schar von Fledermäusen, die in einem Baum gefunden und dann photographiert wurden. Schlupfwinkel in altem Gemäuer, Kellerlöchern, hohlen Bäumen, Felslöchern, vor allem aber in Höhlungen sind die von den Fledermäusen bevorzugten Winterquartiere. Besonders sind natürliche Höhlen ein Dorado für die Fledermäuse. Fast in allen Höhlen sind Fledermäuse zu finden, und oftmals zählt ihre Schar nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden. In Klumpen hängen sie an der Decke, in Wolken durchfliegen sie aufgescheucht den düsteren Raum, zu einer dicken Schicht hat sich im Laufe der Jahre und Jahrzehnte, vielleicht auch Jahrhunderte, ihr Kot angehäuft.

Die Lage, in der die Fledermäuse Winterschlaf und Tagruhe halten, vervollständigt das eigenartige Bild, das das Tier bietet, um einen wesentlichen Zug. Wir sahen, daß die verlängerten Finger der Vordergliedmaßen in der Flughaut eingeschlossen sind, nur der Daumen ragt als kleine Kralle hervor; die nicht verlängerten Finger der hinteren Extremitäten dagegen sind frei, und mit ihnen hängt sich das Tier auf, den Kopf nach unten und hierbei den Mantel wie eine Decke um den Körper schlagend. Es ist ein merkwürdiger, origineller Anblick, solch' aufgehängte Fledermäuse.

Bei uns haben nicht viele Leute diesen Anblick, wohl aber in den Tropen, und hier handelt es sich zugleich um Formen, die unsere Fledermäuse bedeutend an Größe übertreffen. Auf den Indischen Inseln, im ganzen Malayischen Archipel, begegnen wir den Riesen der Fledermäuse, deren Körper eine Länge von fast $\frac{1}{2}$ Meter erreichen, und die im Fluge $1\frac{1}{2}$ Meter lastern. Der Kopf hat etwas in die Länge Gezogenes, Fuchssähnliches, und diese Ähnlichkeit findet ihren treffenden Ausdruck in den verschiedenen Namen, die diese Fledermäuse in der Wissenschaft führen; Fliegende Hunde, Flughunde, Fliegender Fuchs oder wie Marshall sie nennt: Flederfuchse. Kalong heißen sie in der Sprache der Eingeborenen. Unsere Abbildungen 5, 6 und 7 zeigen uns einen solchen Flughund in

verschiedenen charakteristischen Stellungen. Im Gegensatz zu unseren Fledermäusen, die dunkle Orte zum Tagschlaf aussuchen, wählen die Flughunde Bäume, und meist wählen sich große Scharen, oft viele Hunderte, denselben Baum zu ihrem bei Tage wieder aufgesuchten Quartier. Alle Äste bis hoch hinauf sind dann besetzt von den mit dem Kopf nach unten hängenden Tieren, die meist in den Mantel eingeschlagen wie ein großes vertrocknetes Blatt oder eine braune verhubelte Frucht aussehen. Freilich ist dieses Stilleben erst von den späteren Morgenstunden an zu beobachten. Denn wenn mit Tagesgrauen die Tiere von ihren nächtlichen Ausflügen zurückkommen, dauert es längere Zeit, bis ein jedes seinen Schlafplatz gefunden hat. Stundenlang hallt vom Baum herab ein lärmendes Gekreisch und Geschrei, denn mit Beißen und Schlagen, mit Übereinanderklettern und unter fortwährendem Gezänk sucht sich jede den besten Platz zu erobern. Lebhaft klettern die Tiere umher, wobei sie auch die Vorderfüße zu Hilfe nehmen, und sind sie endlich zur Ruhe gelangt, so fächern sie immer noch den Körper mit den Flügeln. Die Nacht ist Raubzügen gewidmet, denn so dürfen wir es wohl nennen, wenn diese großen Tiere in die Plantagen und Gärten einfallen und hier die Fruchtbäume, besonders die Feigen plündern. Im Gegensatz zu den übrigen Fledermäusen sind diese großen Formen, die man deswegen auch als Groß-Fledermäuse bezeichnet hat, und die sich durch verschiedene Merkmale von den kleinen Arten unterscheiden, Fruchtfresser; die Backenzähne entbehren demgemäß auch der spigen Höcker. Beim Verzehren der Früchte halten die Tiere die Frucht mit dem einen Fuß, indem sie die Zehen in das Fruchtfleisch einschlagen, während sie mit dem anderen Fuß sich aufhängen.

Sind die fruchtfressenden Fledermäuse für den Menschen lästige, unter Umständen schädliche Tiere, so ist in einen weit böseren Auf eine andere Fledermaus geraten: der Vampyr. In eigenartiger Vermengung der grauenhaften Sagen des Vampyr, des blutsaugenden gespenstischen Ungeheuers, mit gelegentlichen Gewohnheiten einer tropischen Fledermaus, ist diese selbst beinahe zu einem gespenstischen, von abergläubischen Vorstellungen umgebenen Wesen geworden. Besonders von Fledermäusen des nördlichen Südamerika, vor allem des Amazonasbeckens, gilt die Behauptung, daß sie Blutsauger seien, die nächtlicherweile Tier und Mensch überfielen, ihnen durch scharfe Bisse Wunden beibrachten und ihr Blut saugten. Die moderne Naturwissenschaft, vielleicht auch allzu sehr geneigt, alle derartigen, im Volk kursierenden Behauptungen als Aberglauben über Bord zu werfen, wollte nichts hiervon wissen, immerhin aber haben wir auch einwandfreie Zeugen für die Wichtigkeit dieser wenig sympathischen Gewohnheiten amerikanischer Fledermäuse. Kappler erzählt uns, daß die Tiere zu manchen Zeiten und an manchen Orten eine wahre Plage sind, zwar weniger für den Menschen, der sich dagegen schützen kann, als für das Vieh. Aber er führt zugleich eine Reihe von Beispielen an, daß sie auch den Menschen angreifen. Meistens beißen die Fledermäuse den Menschen in die Zehen. Rindvieh, Pferde, Esel und auch Schweine werden besonders in die Ohren und in den Rücken gebissen. Nicht unerwähnt dürfen wir lassen die geographische Verbreitung der



Abb. 6. Schlafender Flughund.

Fledermäuse. Das Studium der Verbreitung der Tiere, die Mittel und Wege hierzu: Wanderung und passive Verschleppung, kurz: die mancherlei Faktoren, die hierbei in Betracht kommen, zählt mit zu den interessantesten Kapiteln der Zoologie. Die Fledermäuse selbst haben freilich das geringste Verdienst an ihrer großen Verbreitung: als Bewohner der Lüfte sind sie weit weniger an die Grenzen des Raumes gebunden als die landbewohnenden Genossen unter den Säugetieren. Meeresarme, Gebirge, für viele andere Tiere ein unüberwindliches Hindernis, meist scharfe Barrieren in der Verbreitung der Tiere bildend, werden von ihnen leichter überwunden als von allen anderen Säugetieren. So wundern wir uns auch nicht, wenn wir Fledermäuse auf den entlegensten Inseln finden; ja, in Neuseeland ist eine Fledermaus überhaupt das einzige ursprüngliche Säugetier.

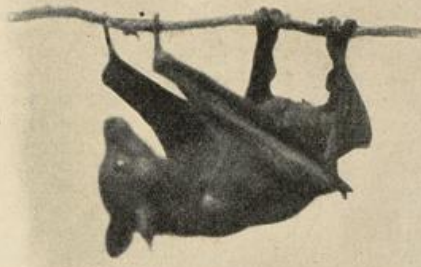


Abb. 7. Flughund auf dem Marsch.

Um so mehr ist freilich dabei zu verwundern, daß Fledermäuse auf anderen Inseln fehlen, so z. B. auf Island, St. Helena und den Galapagosinseln.

Noch manches könnten wir erzählen von diesen nächtlichen Luftgestalten; z. B. wie mancher Zoologe ihnen nicht um ihrer selbst willen nachsteht, sondern um seltene Parasiten zu erhalten, die sich im dichten Pelz der Fledermäuse finden. Allein wir fürchten, wenn wir auf dieses bei den wenigsten Menschen beliebte Thema der Flöhe und Konferten eingehen, möchte mancher Leser sich wieder mit Abscheu von den ungerechtfertigt gehaltenen Fledermäusen abwenden, und

ihnen Freunde zu gewinnen, wenigstens das eingewurzelte Mißtrauen gegen Tiere, die unsere Sympathie verdienen, zu verschleichen, sollte der Zweck dieser Zeilen sein.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum des „Vereins deutscher Ingenieure“.

Von Franz Bendt.

Der allgemeine Aufschwung den die physikalischen Naturwissenschaften namentlich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts genommen haben, hat diesem den stolzen Namen des Zeitalters der Naturwissenschaften aufgeprägt. Damals begannen ihre Jünger in Theorie und Erfahrung diese Errungenschaften zum Nutzen der Allgemeinheit auch praktisch auszumünzen. Waren sonst technische Fortschritte seltene Erscheinungen, so fingen jetzt diese Früchte der physikalischen Forschung an zu reifen, und die Ernte war über die Maßen groß. Die bedeutenden Männer, mit deren Wirken die moderne Technik eng verknüpft ist, erfüllten zum großen Teil in der Mitte des vorigen Jahrhunderts ihre geschichtliche Mission. Die Veltmholz, Siemens, Morse, Faraday, Krupp und so fort stellten die Pfadfinder und Baumeister dar, die dem vorigen Jahrhundert seine eigenartige Stellung in der Weltgeschichte geben. Neben dem idealen Streben nach der Beantwortung des „Was“ und „Wie“ zeigte sich überall ein praktisches Drängen nach Verwendung der Naturkräfte im Interesse des Menschengeschlechts. Das Zeitalter der Technik setzte mit großen energischen Schlägen ein.

In den großen Kulturstaaten fand sich damals überall der Boden vorbereitet für strebsame Menschentünder zur Entfaltung ihrer Kräfte. Die unheilvolle Zerklüftung Deutschlands machte es hier fast allein unmöglich, mit solchen Bestrebungen in Wettbewerb zu treten. Dem deutschen Techniker fehlte z. B. von seiten der Regierung fast jeder Schutz für seine Erfindungen. Die Folge davon war, daß die technische Intelligenz Deutschlands in die Fremde flüchtete — zum Schaden des Vaterlandes. In so schwerer Zeit haben die deutschen Naturforscher und Techniker rühmlich bewiesen, daß sie die Kraft besaßen, sich jene Einigkeit, die ihnen der Staat nicht bieten konnte, aus eigener Kraft zu schaffen.

Als vor fünfzig Jahren eine Schar junger Ingenieure zur Feier des Stiftungsfestes des Zeichenvereins „Nütte“ in schönen Frühlingstagen in Halberstadt zusammentraf und auf froher Fahrt nach Alexishad im hohen Leiterwagen dahinrollte, da wurde in ihnen der längst gehegte Plan reif, einen Verein der Ingenieure zu gründen, der alle Interessen des deutschen Technikerstandes hegen, pflegen und beschützen solle. Wenn es auch noch kein geeinigtes Deutschland gäbe, heißt es in der späteren Stiftungsurkunde, so sollte doch der Verein deutsch sein und ganz Deutschland umfassen.

Die Stiftung des „Vereins deutscher Ingenieure“ war eine Kulturthat ersten Ranges. Die technischen Künste haben der neueren Zeit ihr Kolorit verliehen und zum großen Teil ihren Inhalt gegeben. Der „Verein deutscher Ingenieure“ wurde dieser Entwicklung im ganzen Umfang gerecht. Wenn unsere Industrie in den letzten Jahrzehnten in so gewaltiger Weise erstarkt und sich unser Vaterland zu einem Industriefaakt hohen Ranges erhob, so hat der „Verein deutscher

Ingenieure“ seinen reichen Anteil dazu durch seine Anregungen und Bemühungen beigetragen.

Von Beginn an stand die neue Gemeinschaft unter einem glücklichen Stern. Leitete doch einer der genialsten Technologen den Deutschland damals besaß, der jugendliche Franz Grafhof, seine ersten Schritte und widmete ihm einen großen Teil seiner Arbeitskraft. Der Boden, der so geschickt und zielbewußt vorbereitet wurde, trug denn auch reiche Frucht. Jede Eroberung auf technischem Gebiet fand während der letzten fünfzig Jahre im „Verein deutscher Ingenieure“ ihre Förderung. Nicht geschwämmt wurde, sondern Taten wurden vollbracht; so hat der Verein auch erzehrerisch auf die Stärkung des deutschen Charakters mit eingewirkt. Das gelang um so besser, weil die Großmeister technischen Könnens und technischer Kunst fast alle eifrige Mitglieder des Vereins gewesen sind; ihr Wirken war sein Wirken.

Die dreißigundzwanzig Stifter des Vereins hatten es sich zur Aufgabe gemacht, durch Förderung der technischen Wissenschaften, durch Bildung von Bezirksvereinen, die über ganz Deutschland verbreitet werden sollten, und durch Schaffung einer großen Fachzeitung zu wirken. Seitdem spürte man bei jedem bedeutenden technischen Fortschritt den Einfluß der Vereinigung. Die Geschichte der neueren Technik ist eng mit der Geschichte des „Vereins deutscher Ingenieure“ verknüpft.

Bereits in seinem Gründungsjahr hatte der Verein Gelegenheit, in einer wichtigen technischen Angelegenheit sich im Kampf mit der Rückständigkeit des Beamtentums zu betätigen. Die Dampfmaschine bedarf, um ihr segensreiches Tun ohne Gefahr und in wirtschaftlicher Weise betätigen zu können, der sachgemäßen regelmäßigen Überwachung; diese fehlte damals in Deutschland. Nach englischen Vorbild begam deshalb der Verein, freiwillige Dampfesselüberwachungsvereine ins Leben zu rufen, die sich zum großen Teil aus Mitgliedern zusammensetzten. Auch im weiteren verstanden sie es, die Überwachung der Dampfessel und Maschinen sicher und zweckmäßig zu gestalten.

Einer der größten Mängel im deutschen Wirtschaftsleben während der Mitte des verflohenen Jahrhunderts bestand in einer unzureichenden Patentgesetzgebung. Das ganze Elend der deutschen Verhältnisse, unter dem einst unsere Väter seufzten, kam im gewerblichen Rechtsschutz oder besser Nichtrechtsschutz jener Tage zum Ausdruck. Es war die Zeit, in der ein preussischer Handelsminister allen Ernstes den Patentschutz für schädlich erklären und die Aufhebung der Patentgesetze den Handelskammern empfehlen konnte. Eins der berühmtesten Mitglieder des „Vereins deutscher Ingenieure“, Werner Siemens, hat in Gemeinschaft mit seinen Vereinsgenossen das Verdienst, diesen Kiefenzopf der Verwaltung beseitigt zu haben.

Wo man auch hinblicken mag in der Geschichte der Technik und des deutschen Wirtschaftslebens während der letzten fünf Jahrzehnte,

überall tritt der „Verein deutscher Ingenieure“ als ein wirklicher Segenspendender hervor.

Daß eine Vereinigung der fähigsten Männer aus deutschem Blut ein Ganzes bilden mußte, das in seiner inneren Organisation und auch nach außen hin das Höchste leisten würde, war vorauszusetzen. Der jetzige Bestand des Vereins gibt den besten Beweis, daß Intelligenz und Fleiß auch die größten Schwierigkeiten besiegen können.

Der „Verein deutscher Ingenieure“ besitzt gegenwärtig schon zwanzigtausend Mitglieder, die in 46 Bezirksvereinen über ganz Deutschland und auch sonst überall auf dem ganzen Erdenrund verbreitet sind. Sie stellen die Intelligenz der deutschen Technikerwelt dar.

Der Verband, der am Schluß seines ersten Rechnungsjahres halb im Ernst, halb im Scherz ein Vermögen von vier Talern buchte, schloß jetzt nach einem halben Jahrhundert sein Konto mit 1 200 000 Mark ab. Nicht minder gibt die Fachzeitschrift des Vereins, die vielleicht als das berufenste und bestgeleitete Organ technischer Wissenschaft bei uns und in der Fremde gelten darf, ein leuchtendes Bild der Bedeutung des fünfzigjährigen Geburtstagsfestes. Die Zeitschrift erscheint in einer Auflage von einer Viertelmillion Wochenexemplaren, deren Herstellungskosten für den Jahrgang die halbe Million Mark

bereits überschritten haben. Allein die Versandkosten betragen während des letzten Jahres 128 500 Mark, und zum Transport der Exemplare einer Wochennummer würden zwei Eisenbahnwaggons gerade nur ausreichen.

Unter den vielen Arbeiten deren Ausführung der „Verein deutscher Ingenieure“ mit seinen reichen Mitteln in neuerer Zeit unterstützt und deren Durchführung von seinen Mitgliedern gefördert wurde, finden sich solche, die auch das allgemeine Interesse lebhaft erregt haben. Es sei hier nur an das Eintreten des Vereins für die Entwicklung des technischen Schulwesens und für die Ausgestaltung der allgemeinen Schule erinnert. Am glänzendsten dürfte das große Unternehmen des „Technologikons“ erscheinen: die Herstellung eines Lexikons aller technischen Ausdrücke in den großen Kultur Sprachen.

Bisher traten die wissenschaftlichen Arbeiten des Vereins in den Vordergrund seiner Tätigkeit. Das Erwachen Deutschlands zu einem Industriestaat hat den vornehmsten Verband der deutschen Technikerwelt veranlaßt, sich auch der Ausgestaltung des „Technischen Reichs“ und den Gewerbeangelegenheiten zu widmen.

In der Tat vermag wohl keine andere Vereinigung deutscher Männer mit solchem Hochdruck auf die regierenden und gesetzgebenden Faktoren im Reich einzuwirken wie der „Verein deutscher Ingenieure“.

Georg Bangs Liebe.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Karl Kosner.

Und so war Tag um Tag gegangen. Was Georg anfangs neu gewesen und so fremd, daß er es mit erstaunten Augen sah, das wurde Alltag. Die Dinge liefen ruhig weiter ihren Gang, und keines nahm viel Rücksicht auf den jüngsten Lehrling des Hauses A. G. Gutfind — mochte er sich zurechtfinden in ihrem Lauf — das würde schon kommen — das war noch bei jedem gekommen. Bei dem einen leichter und eher, bei dem anderen schwerer und später. Je nach dem Material, daraus der oder jener war, je nach der Eigenart und Wesenheit des Menschleins, das in den mächtigen Betrieb des mit dem Schlag der Uhr sich unerbittlich weiterziehenden Geschäftslebens geriet. Würbe ward schließlich jeder, und jeder fand schließlich sein Plätzchen oder seinen Platz, auf dem er sich mit dem Betriebe abzufinden suchte — auch Georg.

Anfangs, da hatte er gemeint, daß er es nicht ertragen könnte. Aber tapfer hatte er dann die Verzagttheit immer wieder niedergewungen, und dann ging es bald besser, dann sah er den Weg vor sich, wenn der auch rauh und steinig war.

Gerade die ersten Tage, die ersten Wochen waren am schlimmsten gewesen. Da hatten ihn die Sehnsucht nach Hause, das Heimweh und die Verlassenheit oft so hart angepackt und ihm ans Herz gegriffen, daß er hätte laut schreien mögen. Aber er würgte es hinunter. Und nur einmal, da die vielstundenslange monotone Arbeit am Zettelkasten ihn schier überwältigte und da der Berg von ungeordneten Stripaturen und Druckfaden am Fuß des Schrankes immer höher wuchs, daß Georg schon ganz verzagte, jemals noch dessen Herr zu werden, da waren Sehnsucht, Schmerz und Einsamkeit doch überstark in ihm geworden. Wie es gekommen war — er hätte es selbst nicht sagen können. Aber so kraftlos, so verzweifelt fühlte er sich mit einem Male wie nie vorher. Da legte er das Päckchen Zettel langsam aus der Hand und schritt mit schluckender Kehle und mit weit offenen starren Augen weg von dem Schrank. Ohne irgend jemand von all' den arbeitenden, hastig rufenden und schaffenden Menschen ringsumher anzusehen, ging er, gleich einem Traumwandler, durch dieses Treiben hinüber auf das „Lager“. Unwiderstehlich trieb es ihn nach jener Stelle, an der, ver-schanzt durch Bücherstapel, Ballen und Kisten, Herr August Thienemann am ersten Tage allein mit ihm über Herrn Gutfinds „Eigenart“ gesprochen hatte. Dort war es damals still

gewesen — dort konnte er vielleicht auch jetzt allein sein — nur ein wenig allein sein . . .

Aber auch dieser Raum war heute belebt. Ein Markthelfer hatte ein paar Ballen aufgemacht und zählte rohe Bogen ab. Und neben ihm hockte auf einem Stok von Brettern ein Gehilfe des Buchbinders, pfliff eine Walzermelodie und schlenkerte mit den Beinen, daß die schweren Schuhe im Takt gegen die Bretter klapperten . . . Da ging Georg, so wie er gekommen war, vorbei. Nur die Angst und die ratlose Verlassenheit waren stärker noch als vorher in ihm. Und die trieben ihn weiter, daß er jetzt hastig schritt, ein Suchen in den Augen, und nur erfüllt von dem einen Gedanken: Allein sein — nur für Minuten allein sein — Befreiung finden von all' dem Überschweren — die fremden Menschen da nichts merken lassen . . .

In dem Waschkabinett schob er den Riegel hinter sich vor. Dann stand er einen Augenblick unschlüssig in dem engen dämmerigen Raum. Sein Blick suchte — aber da war kein Stuhl und kein Möbel sonst, nur der Waschtisch mit dem breiten in die dunkle geprenkelte Marmorplatte eingelassenen Becken. Und plötzlich sank Georg in die Knie vor diesem Tisch und hatte beide Hände vor den Augen, hatte die Stirn an der kalten steinernen Platte und schluchzte — schluchzte, und wußte selbst nicht warum — nur weil ihm alles da innen so schwer, so furchtbar schwer und unerträglich schmerzvoll war, weil es von seinem Herzen mußte und leichter wurde mit den rinnenden Tränen. Ganz hinnehmen ließ er sich von diesem Weinen, das tagelang in ihm gewesen und gewachsen war, mit dem er tagelang gerungen hatte, bis es nun alle Hemmungen zer sprengte und Tränen fand. Wirr und in jagender Flucht zogen dabei die Vorstellungen an ihm vorüber — aufleuchtende Bilder, an die sich kaum Gedanken knüpften in diesen Augenblicken: die Mutter, wie sie an seinem Bett gesessen hatte in der letzten Nacht, als er erwachte — Sephi, wie sie bei ihm im inneren Burghof stand, als dort die Wache ins Gewehr gerufen wurde — und dieses Bild von Wien . . . Ihm war es, als könnte er für seine Sehnsucht keine Ruhe mehr finden. Und doch wurde ihm leichter im Schluchzen, er fühlte, wie die Last, der Druck, dem er fast unterlegen war, von seinem Herzen wich . . .

Als er draußen vor der Tür Schritte hörte, sprang er hastig auf. Sein Blick fiel dabei in den Spiegel, und das

brachte ihn vollends zu sich. Die Scham, daß er dem Schmerz unterlegen war, kam ihm mit einem Male zur Empfindung, als er da seine vom Weinen entzündeten Augen im Spiegel vor sich sah, und mit ihr kam neue Stärke über ihn. Nicht nachgeben! ging es ihm durch den Kopf, aufrecht bleiben, nicht nachgeben!

Er ließ Wasser in das breite Becken strömen und wusch sich das Gesicht. Das Nachzittern des Schluchzens ging noch mit jedem Atemzug durch seine Brust, und doch tat ihm die Kühle des Wassers so wohl auf den Augen. Er hatte die Lider geschlossen und drückte das nasse Tuch dagegen. Ganz still hielt er so. Und dabei versuchte er es, sich Sephi vorzustellen. . . . All' seine Willenskraft drängte er in das Suchen nach ihrem Bilde.

Da wuchs dieses vor ihm auf und stand klar vor seiner Seele. Ganz still, bewegungslos, damit er es nicht störe, war Georg.

„Du . . .!“ sagte er dann laut vor sich hin. Und ein Fühlen war dabei in ihm, klar und sicher wie ein Gelöbniß. Er wollte arbeiten mit aller Kraft, er wollte sich nie wieder unterliegen lassen, nur vorwärts wollte er sehen!

Das war das erste und das letzte Mal gewesen, daß Georg schier verzagt wäre in dieser Zeit.

Fester schritt er von da ab durchs Leben, so hart auch oft der Weg war, den er gehen mußte.

Früh um sieben Uhr schon begann sein Tagewerk. Vor sechs Uhr stand er auf, und eine halbe Stunde später verließ er die Wohnung, um nach der Handelsschule zu gehen. Von Zwölf bis Zwei war Mittagspause — davon kam etwa eine Stunde auf den Weg nach Hause und zurück, so blieb nicht viel an freier Zeit. Abends sollte um acht Uhr Geschäftsschluß sein — meist aber wurde es später — oft neun Uhr und noch mehr. Wenn er dann müde und abgesehen nach Hause stapfte, neben Herrn August Thienemann her, der eifrig sprach, oder auch allein, wenn Herr Thienemann mit einem der „Gollechen“ „auf ein Tappchen Bier“ in den „Thüringer Hof“ gegangen war, dann eilte seine Sehnsucht schon voraus zu jenen Stunden nach dem Abendbrot, die er zu Hause war. Denn das war dann die einzige Zeit, die ihm gehörte — das und der Sonntag.

Herr Thienemann hatte Georg gestattet, seine Bibliothek zu benutzen, die in dem Glasschrank in der Guten Stube stand. Und aus den Büchern, in wunderschönen Einbänden mit Goldschnitt und mit reicher Rückenprägung, wuchs Georg in den Abendstunden, die er am Tisch der Wohnstube unter der Hängelampe verbrachte, manch inneres Erlebnis, das ihn bildete. Sprechen konnte er freilich mit niemand über das, was er las, denn weder Herr August, noch Frau Karola waren Freunde von Lektüre; Herr Thienemann las nur seine Zeitung, und Frau Karola wies mit Stolz nur auf eines von den Büchern, auf die in rote Leinwand gebundenen „Gedichte“ von Albert Träger. Die hatte sie als Braut von ihrem Mann bekommen. — „Nicht wahr, Aduhst? — Cha — un' die haben mer damals zesamm' kelaßen — weißt de noch — cha . . .“ Sie lächelte dann wohl verschämt in der Erinnerung an jene Zeit und senkte errötend den Kopf ein wenig, daß das breite Doppelkinn sich wie eine weiche Sichel um ihr Kinn und unter die Wangen legte.

Lange war es Georg nicht klar gewesen, wieso Herr August Thienemann, der selber doch nichts las, dennoch zu einer so hübschen Büchersammlung gekommen war. Dann erfuhr er auch das — und da wurde ihm die seltsame Zusammenstellung der Bibliothek, die namentlich die Verlagswerke einzelner Verleger beinahe lückenlos vollzählig in wunderschön gebundenen Exemplaren enthielt, verständlich. Die Bucherei war angewachsen aus Werken, die der Buchbinder, der für die Firma A. G. Gutkind arbeitete, Herrn Thienemann nach und nach als einen stillen Tribut, um ihn gewogen zu erhalten, gestiftet hatte. Was auch in großen Auflagen in der Buchbinderei gebunden wurde, war es ein Lehrbuch der Botanik oder ein

neuer Sang von Rudolf Baumbach, war's eine Kunstgeschichte oder ein Fahrplan — ein Exemplar davon landete stets als eleganter Halbfranzband oder gar ganz in Kalbleder gebunden in dieser Bibliothek, die Georg nun benutzen durfte.

Aber nicht immer kam Georg viel zum Lesen, wenn er so in der Wohnstube am Tisch saß. Manchmal wurde Herr Thienemann gesprächig. Dann war diese devote Schüchternheit, die ihn ergriff, wenn er Herrn Gutkind in der Nähe wußte, wie weggeblasen, ein Drang, vergnügt zu sein, kam über ihn und forderte sein Recht. In seinem „Schlafrock“ — einem ausgeblenden Winterrock, den Frau Karola mit türkisroten Aufschlägen und einer Leibschnur mit Quasten verziert hatte — saß er dann in seiner Ecke des braunen Nipsofas, rauchte und trank sein „Gläsche Bier“. Und dazu erzählte er dann, schmunzelnd und mit einem gewissen Männerstolz, allerhand kleine komische Erlebnisse aus dem Geschäftsleben — Ereignisse aus dem Horizont seiner zwanzigjährigen Dienstzeit im Hause Gutkind. Selbst vor den kleinen Schwächen des Herrn Felix Gutkind machte in solchen Stunden die Spottlust des Herrn Thienemann nicht immer Halt, so daß Frau Karola, nach mehrfachen Hin- und Herrücken in ihrer anderen Sofaecke, sich dann in einem steigenden Unbehagen wohl veranlaßt sah, beschwichtigend mit einzugreifen, um ihres Mannes Unvorsichtigkeit zu mildern:

„Se müssen das nicht etwa falsch auffassen, Herr Bang — nu cha, nich wahr? — Mer sacht sowas, und nachher werd's weider erzählt un gomme vielleicht ganz anders heraus. Wisse Se, er ist äben eichen, der Herr Kudgind — deswächen aber ästimierd'n doch cheder — cha — un Se müssen nich etwa far klauen, daß mer was gehen ihn sachte. Er hätte äben heiraden müssen — cha — ich hab's immer gepocht, wenn der e Frau sehabt hätte, die so recht auf 'n sejahen hätte — so e alter Chunkfelle, das's äben überhaupt was ganz Unmädlerliches — . . . Aber mein Mann weiß ihn doch sehr zu schätzen — nich' wahr, Aduhst? — Wenn mer doch seit zwanzig Charen mit chemand zesammen se duhn hat —“

Und Herr August Thienemann hüllte sich dann in Tabakswolken und sagte:

„Cha, Garolachen — ei cha, nu freilich, Garolachen.“

Frau Karola pflegte nach solchen längeren Reden erst eine Weile schweigend und mit angezogenem Kinn auf ihre wogende Fülle niederzublicken. Dann aber sah sie plötzlich auf und gab dem Gespräch mit gutmütig unbeholfener Miene eine andere Wendung:

„Ne, Aduhst, de Luft da herinn'n — wie zum Schneiden! De scheen' nei'n Kardin'n — frisch kewaaschen — so'n Dualm ze machen —!“

Häufig auch ging Georg nach dem Abendessen hinüber in die himmelblaue schmale Stube und schrieb beim Schein der Kerze, an seinem Stehpult stehend, nach Hause. Zweimal in jeder Woche schrieb er regelmäßig, und manchmal, wenn das Herz ihn trieb, schrieb er auch außer dieser Reihe. Es waren Briefe, die wie Worte waren, die er zu seiner Mutter redete. Sein Innenleben, das hier unter all den Fremden stets fest verschlossen blieb vor jedem neugierigen Blick, tat sich in diesen Stunden auf und gab sich ganz der Mutter hin. Er schrieb ihr alles, was ihm auf der Seele lag und was das Leben ihm an Neuem brachte. Er schrieb von seiner Sehnsucht — aber auch von seiner Zuversicht und seinem Hoffen und stärkte sich selbst an den Worten, die er der Mutter da sagte, damit sie nicht in Sorge kommen möge. Tröstungen waren ihm solche Briefe, und sie gaben ihm neue Ausdauer und neue Kraft. — Die Mutter aber ging in ihren schlichten Schreiben, die so voll Sorge, Anteil und tiefer Liebe waren, auf alle seine Worte ein. Sie berichtete auch von den kleinsten Ereignissen ihres bescheidenen Haushalts und sprach zu ihm von allem, was sie erlebte, fühlte und wünschte. Auch über Sephi schrieb sie — wie die ihr nun als einziger Trost in dieser Einsamkeit verblieben sei und wie sie sich schon fürchtete vor dem Tag, da sie das Kind auch würde von sich lassen müssen.

Wohl schreibe ja Frau Crispi — denn Frau Gerold sei nun mit Herrn Crispi verheiratet — daß Sephi zunächst noch in Wien bleiben könne, das aber sei doch nur eine Frist, die enden würde. —

So gingen Monate dahin. Im Geschäft kam Georg Bang in dieser Zeit mit Ausdauer und Eifer weiter. Nicht, daß er schon die Freude der Arbeit gefannt hätte. Die weiten Räume mit ihrem ewigen Lärm und Trubel blieben ihm fremd. Sie drückten auf ihn, so wie das Schulzimmer einst auf den Knaben gedrückt hatte, sie nahmen ihm den unbefangenen Sinn und jede Heiterkeit. Schritt um Schritt klomm er vorwärts, mit fest aufeinandergepreßten Lippen strebte er weiter. Er gab nicht nach, so schwer es ihm auch oftmals wurde, und fügte und fand sich in all die Arbeiten, die ihm zunächst zugewiesen wurden. Anregend war keine davon, aber er erkannte, daß es eine unvermeidliche Schule war, durch die er ging, und so klagte er nicht, sondern setzte seine ganze Kraft in sie. Er schrieb Stöße von Frachtbriefen, Paketadressen und Fakturen zu Bücher sendungen, er fertigte Awise aus und griff zu, wo man ihn brauchte. —

Mit seinem Chef kam er in all der Zeit kaum in Berührung. Es lag nicht in Herrn Gutkinds Art, sich in das lärmende Getriebe des Tagesdienstes einzumengen. Nur manchmal schritt er durch die Räume, wie zufällig, als ob er einen der Gehilfen suchte, um einen Auftrag zu erteilen, oder aus sonst einem vorgehobenen Grund. Dann sah er scheinbar ganz erfüllt von dieser Absicht mit vorgebeugtem Kopf unter dem Augenglas hervor geradeaus. Aber die Blicke flühten dabei doch nach allen Seiten, und ganz gelegentlich kam es heraus, daß er trotz seiner Wortkargheit wohl alles sah, was er nur sehen wollte. —

Weihnachten kam heran, und immer höher wuchs der Trubel der Arbeit, je näher man dem Fest rückte. In langen Reihen durchzogen die Korbwagen der Kommissionäre mit ihrer schier überquellenden Last von Bücherpaketen das Buchhändlerviertel der Stadt, und beinahe ohne Unterlaß strömten die kleinen und großen Päckchen durch den Paketkasten in den Expeditionsaal und türmten sich da zu einem riesigen Berg. Auch Georg half in diesen arbeitsvollen Tagen die Sendungen, die wie von unsichtbaren Händen durch die große dunkelbraune Klapptüre des Paketkastens vom Fluß aus hereingeworfen wurden, in all die einzelnen Fächer der Kommittenden verteilen. Auch Sendungen für Herrn Schneebergers kleinen Laden waren darunter, und keine von diesen ging durch Georgs Hände, ohne daß er dabei des alten Freundes gedacht hätte. Und war's nicht seltsam? Die Bücher, die er hier verpackt und fakturiert in Händen hielt, die würden bald im Schaufenster und auf dem Ladentisch des Herrn Schneeberger liegen, und kam dann erst das Fest, dann lag gar manches auch auf Weihnachtstischen . . . in Wien — im selben Wien, nach dem ihn seine Sehnsucht zog. Er aber würde hier sein in den Tagen, fern von den Seinen zum erstenmal während des Festes. Das Weh der Einsamkeit ergriff ihn herber, wenn er das überdachte, und es war gut für Georg Bang, daß ihn der Drang der Arbeit in dieser Zeit nicht viel zum Grübeln kommen ließ.

Die Arbeit aber hatte das ganze Haus, nein mehr, die ganze Stadt wie ein Nausch ergriffen. In diesen Tagen erst erfaßte Georg ganz die großartige Stellung Leipzigs im Leben des deutschen Buchhandels. Wie ein Herz, das stärker schlägt und pulst, weil alle Glieder des Organismus reger als sonst mit angespannter Kraft in ernstlicher Arbeit stehen, so war die Stadt. Ein Hasten, Drängen, Schieben rings umher. Mächtig beladene Fuhrwerke, die unter ihrer Last von Bücherballen ächzten, schwankten den Bahnhöfen zu, nach Hunderten zählten die Postpakete, mit denen nun Abend für Abend die Korbwagen der Firma A. G. Gutkind die Poststraße hinauf nach dem Postgebäude auf dem Augustusplaz ratterten. —

Zwei Tage vor dem Weihnachtstag sendete Georg seine bescheidenen Geschenke nach Hause. Das geringe Taschengeld,

das ihm auf Wunsch des Herrn Schneeberger allmonatlich ausgezahlt wurde, war dieses Mal beinahe ganz für diese Gaben aufgewendet worden, und Georg freute sich bei dem Gedanken, daß auf dem Weihnachtstisch der Mutter und der Sephi auch seine kleinen Geschenke liegen würden. Am Weihnachtstag aber kam das Paket der Mutter an ihn an.

Er war selbst auf das Zollamt gegangen, um die Sendung abzuholen — die freie Stunde nach Tisch mußte ihm zu dem Gang dienen. Ein Drängen war dort vor den langen Schrankentischen — kaum daß er ein Plätzchen finden konnte. Seine Hände streichelten zitternd das Paket, das der Beamte ihm zuschob — ihm war es, als hielte er ein Stück Heimat selbst in Händen. Das hatte die Mutter verpackt und verschmüret — das kam aus der stillen Wohnung da oben im vierten Stock über den beiden jetzt kahl aufstarrenden Kastanienbäumen.

Sorglich löste er den Bindfaden . . . Ein Brief lag oben auf — und Georg schob ihn in die Tasche, als müßte er ihn verstecken vor den Menschen, die neben ihm standen, und vor den neugierigen Blicken, die ihn über die Schultern trafen.

Der alte graubärtige Zollbeamte stand vor ihm und sah mit gerunzelter Stirn unter der grünen Schirmkappe nieder auf die bescheidene Sendung.

„Auspacken — dalli — dalli — 'sind cha noch mehr Leute da . . .“

Und als ihm Georgs hastige Hände nicht schnell genug all die Papierhüllen lösten, griff er selbst mit zu.

„Das's wohl von Muttern? — Cha? — Nu sah'n Se!“

Und er betrachtete lächelnd den schönen Gugelhupf, der aus dem weichen Seidenpapier hervorräugte, und die beiden Krawatten daneben, die schönen Manschettenknöpfe — Georg kannte sie, die hatten einstens seinem Vater gehört — und den Rahmen mit Sephis Bild darin.

Georg stand da, rot übergossen. Ihm war's, als müßte er sich nackt all den fremden Augen zeigen, und alle Freude über die Geschenke, die ihm so teuer waren, duckte sich nieder unter seiner Scham.

Der Beamte wog den Gugelhupf samt seiner raufschenden Hülle aus Seidenpapier in Händen.

„Das's ä Kuchelupf — nich wahr? Cha — da is wohl lei' Esterreicher in ganz Leibz'ch, der heite nich' so'n Kuchelupf kriecht! Evidentlich sollten mer'n verzollen — aber was wiecht 'r denn?! Nu packen Se man Ihren Kram wieder zesamm', es is' kut — un' fort mit Schaden!“

Erst als Georg mit seinem Paket wieder auf der Straße war, ward seine Freude wieder frei.

In einem stillen Winkel des Geschäfts las er den Brief der Mutter. Nur wenige Zeilen waren es, aber jedes Wort von ihr drang ihm ins Herz.

„Mein lieber, einziger Georg!“

Du wirst das kleine Paket, das ich Dir als unseren Weihnachtsgruß sende, am Weihnachtstage erhalten. Es ist so wenig, was ich Dir gebe, und ich hätte Dir doch so gern eine recht große Freude gemacht. Die Knöpfe sind noch vom Vater — das weißt Du ja. Er hat sie immer am Sonntag getragen — ich habe sie ihm einmal zu Weihnachten geschenkt, wie ich noch verlobt war mit ihm. Jetzt bekommst Du sie zum Fest, halte sie in Ehren. Die Krawatten und der Gugelhupf, den ich Dir selbst gebacken habe, weil ich ja weiß, wie gern Du ihn isst, sind von mir, die beiden Bücher von Herrn Schneeberger, bei dem Du Dich dafür bedanken mußt. Und die Sephi, das liebe, arme Kind, will, daß ich Dir ihr Bild mit beipacke. Sie sagt, das schenkt sie Dir zum Fest. Mein lieber Bub, auch die hat diesmal kein Weihnachten bei ihrer Mutter — wie Du. Aber ich will alles tun, damit sie das nicht allzu schmerzlich fühlt. Vielleicht tut's mir der liebe Gott dafür zum Dank, daß er auch Dir das Fest recht froh und glücklich macht. Ich habe Dir das wegen der Sephi schon das letztmal schreiben wollen — und hab's dann doch gelassen: denk'



By Permission of C. W. Faulkner & Co., London E. C.

Der erste Schmuck.

Gemälde von J. Morgan.

Dir, Frau Crispi hat schon seit nun bald acht Wochen kein Wort mehr von sich hören lassen. Nun sind die Briefe, die das liebe Kind an ihre Mutter schreibt, alle ohne Antwort, und sie kränkt sich und will es doch nicht zeigen. Auch ich weiß nichts von ihrer Mama — wie eine Mutter nur ihr Kind so wenig tief im Herzen haben kann! Mein Bub, mein Georg, könnte ich doch bei Dir sein! Ich werde für Sephi einen kleinen Baum machen. Auch Herr Schneeberger kommt zum Heiligen Abend, und wir werden Karpfen haben und eine Flasche Wein. Ich weiß, daß mir die

Tränen kommen werden, wenn ich Dich dann nicht bei mir habe — Gott gebe, daß Du noch in späteren Jahren gesund und stark und so lieb, wie ich Dich im Herzen und in der Erinnerung habe, bei mir bist, wenn der Heilige Abend ist. Und, mein Bub, Du sollst vergnügt sein und nicht traurig — aber ein bißchen sollst Du doch denken an uns! Und Georg, geh an einem von den Feiertagen in die Kirche. Leb wohl, ich küsse Dich und segne Dich, daß Du mir erhalten bleiben sollst wie Du bist.

Deine Mutter."

Georg las den Brief und las ihn wieder. Die Worte griffen ihm ans Herz und übergossen ihn mit all der tiefen Liebe, die in ihnen ruhte. Ihm war's, als ginge eine Weihe von dem kleinen gefalteten Blatte aus und umfinge ihn. Und diese tiefe, ernste Stimmung blieb in ihm, trotz all der regen Arbeit, die der Nachmittag noch brachte.

Gegen sechs Uhr kam Herr Gutkind aus seinem Privatkontor; Mänte, der asthmatische Dadel, trabte hustend und jelsend hinter ihm drein. Herr Gutkind hatte ein ganzes Päckchen von Kuverts in Händen, ging mit auf die Brust geneigtem Kopf und mürrisch unter der Brille hervorquellenden Augen von Kult zu Kult und schob jedem seiner Mitarbeiter mit ein paar kurzen Worten eins von den Kuverts zu. Und immer klang dann aus dem Munde des Beschenkten ein: „Danke sehr, Herr Kudgind — un' e recht verknieschtes Fest . . .“ zurück. Auch zu Georg kam er auf diesem Weihnachtswege.

„Bang — so — ta — hast de ooch e Grissefchenke — goof der was Berninst'ches davor — cha — un' wenn de nach Hause schreibst, so gannst de sachen, ich hätt' kesacht, ich wär' zefrieden — verstanden?“

Mit zager Freude griff Georg nach der Gabe seines Chefs. Er wollte danken, etwas sagen, aber da hatte Herr Gutkind ihm schon eilig und wie zerstreut zugenickt und war schon weiter gegangen mit seinem immer schmaler werdenden Päckchen von Kuverts in Händen und mit dem krächzenden alten Dadel hinterher . . .

Des Abends aber gab es bei Herrn Thienemann für Georg die erste Weihnachtsfeier in der Fremde.

Frau Thienemann hatte die Gute Stube aufgeschloffen und die weißen Überzüge und Schuhhüllen von dem „Ganabee“ und den Fauteuils genommen. Auf dem Tisch, gerade vor dem Rahmen mit dem längst braun und dürr gewordenen Brautkranz der Frau Karola an der Wand, stand ein Tannenbäumchen im Schmuck von einigen roten Kerzchen und von Ketten aus Goldpapier. Daneben lagen die Geschenke: rostbraune und graue dicke Socken, die Frau Karola wie alljährlich, so auch diesmal für Herrn Thienemann gestrickt hatte, eine neue große Kaffeetasse mit Blumenbemalung und der Aufschrift: „Noch ein Täzchen gefällig?“ und als Hauptstück ein Paar neue von Frau Karola selbst auf Kanevas gestickte Hausschuhe. Efeu und Lorbeer rankten da die grünen Blätter um Rosen und Bergisymeinnicht.

Mit auf die Brust gesenktem Kopf, daß das stattliche Doppellinn weich gebettet sich breitete, und mit einem selbstzufriedenen Nücheln um Mund und Augen stand Frau Karola da, während ihr Mann diese für ihn bestimmten Gaben mit einem ein wenig dick aufgetragenen Bewundern und Erstaunen betrachtete.

„Cha — Auchust — un' de Dasse — nich wahr? Weil doch de alte neilich ein' Schbrung lekrecht hat. — Un' de Hausschuhe — weist de, die sin' nich so schnuddelich — die sin' kud fearbeitet . . .“

Und Herr August Thienemann nickte ihr zu. „Nu, ich dank dir ooch scheen, Garolachen — ich dank dir ooch scheen — un' nu' sieh mal — nu' sieh doch 'mal, was da noch ist . . .“

Er führte sie zur anderen Seite des Tisches und zeigte ihr die neue umfangreiche „Tallche“ und die schöne Granatbroische, die er für sie besorgt hatte. Den Stoff zu der „Tallche“ hatte Frau Karola selbst ausgesucht, und mit der Schneiderin, die das Kunstwerk geschaffen hatte, waren die Verhandlungen auch von ihr eingeleitet worden — trotzdem aber tat sie erstaunt und überrascht bei dem Anblick, als sähe sie dieses Geschenk zum erstenmal.

Georg hatte bei dem allem nahe der Tür gestanden. Er hielt seine Gaben für die beiden in Händen, das Ritzchen mit Zigaretten und den Blumenstod, und hörte kaum auf das, was die zwei Menschen vor ihm sprachen, und sah kaum, was sie trieben. Er sah nur das bescheidene Bäumchen in seinem

spärlichen Lichterglanz und seinem steifen papierenen Schmuck und mußte daran denken, daß nun zur selben Stunde fern von hier, in Wien, im Zimmer seiner Mutter auch heiliger Abend war. Er sah die Mutter und Sephi und Herrn Schneeberger, wie sie vor ihrem Weihnachtstisch stehen mochten — drei Menschen, voll von innigen Gefühlen: die Mutter und Sephi weich in ihrer Freude, ihrer Sehnsucht, ihrer Liebe, und Herr Schneeberger mürrisch, rauh in seiner Form und doch nicht minder warmherzig in seinem Wesen.

Sie alle dachten wohl an ihn, wie er an sie . . .

Da riefen ihn die Worte des Herrn Thienemann aus seinem Träumen:

„Nu, Bang — für Sie haben wir doch ooch eene Gleichgeet, nich wahr, Garolachen . . .?“

Und jetzt bemerkte Georg, dem Blick des anderen folgend, den Teller mit Stollenschnitten, Küssen und Äpfeln und daneben das Buch auf einem bereitgestellten Stuhle. Es war ein Buch in schönem Lederband, einer jener Luxusbände, wie sie der dem Herrn August Thienemann tributpflichtige Buchbinder anfertigte . . .

Das Abendessen war feierlicher als sonst und reichler denn Alltags. Frau Karola hatte die Tür nach der Guten Stube offen gelassen, und auch da drüben brannte neben der aufgebauten Weihnachtsherrlichkeit eine Lampe. Frau Thienemann sprach viel von den schönen Weihnachtsstollen, die sie gebackten hatte — „Nostin'stollen, cha, un' Mandelstollen, un' nich etwa gar kespant dabei, wie bei manche andere Leite“ — und auch über ihrem Mann lag eine stille Selbstzufriedenheit. Jetzt waren diese Wochen schwerer Arbeit doch vorüber, jetzt konnte man sich's dann ein wenig leichter machen. Zwei Feiertage standen vor der Tür — und dann Neujahr — und Hochneujahr — und dann: in dem Kuvert „des Alten“ war diesmal ein Goldstück mehr gewesen als sonst . . . Nein, Weihnachten war doch was Schönes, wenn man sich erst im Leben seinen Platz gewonnen hatte.

„Nu, pröfchen, Garolachen — wir beide — nich' wahr?“

Er hob sein Glas, etwas wie tiefere Stimmung kam über ihn, und er war selbst verwundert über die Regung. Aber er gab sich ihr hin — es war doch Heiligabend — und zwei Feiertage standen vor der Tür . . .

Als Herr August Thienemann nach dem Essen die erste der ihm von Georg geschenkten Zigarren rauchte, zog Georg sich zurück in seine Stube. Der Drang, allein zu sein, war überstark geworden in ihm. So sagte er, daß er doch noch nach Hause schreiben wollte, und ging. Niemand hielt ihn — er fühlte, daß es Herrn Thienemann und seiner Frau ganz recht war, wenn er sie den Rest des Abends allein zusammen ließ.

In seiner Stube zündete er die Kerze an, stellte sie auf das Stehpult und starrte durch das geschlossene Fenster hinaus in die Nacht, die sich dunkel und undurchdringlich breitete.

Er dachte nach Hause, und ein Sehnen war in ihm, daß sich die Finger ihm zusammenballten.

Es war kalt in der Stube — er merkte die Kälte kaum. Er sah nur immer wieder das liebe Zimmer zu Hause vor sich, sah die Mutter und die anderen darin und fühlte doppelt schwer die eigene Einsamkeit.

Dann wendete er sich um und griff nach den Geschenken. Nach den Büchern des Herrn Schneeberger, nach den Manschettenknöpfen, die einst noch sein Vater getragen hatte, den Krawatten und nach dem Bild der Sephi.

Lange sah er auf das Bild nieder, ein Ziehen kam ihm um Augen und Mund dabei.

„Sephi . . .“ sagte er, und alles zog ihn hin, die Lippen nieder auf das Bild zu drücken. Aber etwas wie eine stille Scham, daß man es sehen könnte, war in ihm. Er blickte auf — da sah das Bild von Heinrich Gerold aus seinem schmalen Nähmchen an der Wand ernst und gütig auf ihn nieder. Nein, das war's nicht . . .

Draußen, das Dunkel vor dem Fenster — die Weite in ihrer Unergründlichkeit . . .

Er zog die Gardine vor. Und dann küßte er das Glas, das über dem Bilde Sepsis war, und all' seine Sehnsucht nach ihr und nach der Heimat drängte sich in den Kuß.

Mit einer vagen, zitternden Scheu verschloß er dann das Bild in dem Pult.

Als er die Bücher des Herrn Schneeberger zu den anderen stellte, die oben auf dem Pult in einer Reihe standen, da haßte sein Blick an einem schmalen roten Bändchen — Eichendorffs „Taugenichts“. Und unwillkürlich in der sehnsuchtsvollen Erinnerung an jene Stunden, da er das liebe Märchen einst der Mutter vorgelesen hatte, griff er das Buch heraus. Streichelnd fuhr er darüber hin, es klappte auf, ein Bild fiel ihm in die Hände — und jetzt, ja er entsann sich dieses Bildes!

Das war die Mutter damals, als der Vater noch lebte, und dieser kleine Bub auf ihrem Schoß, der ängstlich scheu ins Weite sah, war er.

Er blickte auf das Bild der Mutter und sah über den Zügen, wie sie einst gewesen, wie sie nun war. Das war ihr Mund, das waren ihre lieben Augen! Und da — wie sie die Hand um ihn geschlungen hielt — diese Bewegung, die kannte er so gut.

Als ob sie da leibhaftig atmend vor ihm säße, so war es ihm mit einem Male. Ganz verfunken war er in Schauen und in Träumen.

Und plötzlich der Gedanke: Wie kommt das Bild in dieses Buch? —

Da wendeten es die Finger schon nach der anderen Seite, und er sah die Schrift der Mutter vor sich:

„Vergiß mich nicht, mein Bub! Mein Herz ist bei Dir, Du bist nie allein!

Am Tage vor Deiner Abreise Deine Mutter.“

Wie eine dunkle warme Woge flossen die Worte über Georg hin, und ihn ergriff der Zufall, durch den gerade in dieser Stunde das Bild der Mutter ihm in die Hände geraten war, mit der eindringlichen Kraft einer geheimnisvollen Fügung.

Lange noch lag er wach im Dunkel an diesem Weihnachtsabend. Tausend Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Und immer kam der eine wieder: Da alle seine Sehnsucht und sein Weh in dieser Einsamkeit sich vor dem Bild der Sepsis hingegen hatten, da war die Mutter still gekommen: „Vergiß mich nicht, mein Bub!“ — (Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüten.

Georg von Neumayer. (Zu dem nebenstehenden Bildnis.) In dem prächtig gelegenen Städtchen Neustadt a. d. Hardt, das er sich für seinen Lebensabend zum Ruheitz erforscht hat, vollendet der Gelehrte Georg von Neumayer am 21. Juni d. J. sein achtzigstes Lebensjahr, in aufrechter Kraft, in unverminderter Arbeitslust. Georg von Neumayer ist ein Sohn der sonnigen Rheinpfalz; er wurde im Jahre 1826 zu Kirchheimbolanden geboren, besuchte Gymnasium und Lyzeum zu Speyer, dann das alte Polytechnikum in München und hatte das Glück, an der Münchener Universität den genialen Georg Simon Ohm dozieren zu hören. Neumayers Studien galten vor allem der Mathematik und ihren Anwendungen, darunter wieder besonders der praktischen Astronomie. Doch bald wurden ihm Hörsaal und Schulbank zu eng, die Sehnsucht riß ihn, den Binnenländer, hinaus auf die See, und schon 1850 finden wir den Vierundzwanzigjährigen auf dem Schiff „Quije“, wo er alle Phasen der Entwicklung vom Matrosen zum Kapitän durchläuft. Die ganze Südhälfte, vornehmlich Australien, lernte Neumayer damals auf zweijähriger Seefahrt kennen, ein Umstand, der seine ganze spätere Entwicklung bestimmte. Er kam zum günstigsten Zeitpunkt in die Heimat zurück, 1854, als in München unter König Maximilian II. Kunst und Wissenschaft blühten, und der König war es auch, der auf Fürsprache Alexander v. Humboldts und Liebig's Neumayer die Mittel zur Verfügung stellte, in Australien geophysikalische Arbeiten auszuführen. Es war eine vielseitige Tätigkeit, die der junge Gelehrte während seines siebenjährigen Aufenthaltes von 1857 bis 64 auf australischem Boden entwickelte! Er gründete das

Flagstaff-Observatory — eine Sternwarte bei Melbourne, die 1859 in den Besitz des Gouvernements überging — er organisierte unter dem Titel eines „Director of the Magnetic Survey of the Colony of Victoria“ das erdmagnetische Beobachtungsweien und schuf neue Grundlagen für die Geographie Australiens. 1864 nach Deutschland zurückgekehrt, verwertete er seine wissenschaftlichen Forschungen und setzte seine beste Kraft ein, durch Vervollkommnung der exakten Nautik Deutschlands maritime Bedeutung zu heben. Jahrzehnte lang hat er später für dieses selbe Ziel gewirkt und der deutschen Marine, vor allem der Handelsmarine, unschätzbare Dienste erwiesen. 1876, als Fünzigjähriger, zur Leitung der deutschen Seewarte berufen, hat er ein Vierteljahrhundert lang an dieser Anstalt gewirkt und sie in rastlosem Fleiß zu einer Musteranstalt erhoben, auf die wir stolz sein dürfen. Gestützt auf die reichen Beobachtungsschätze seiner Archive, hat Neumayer die nautische Meteorologie zu einem selbständigen Wissenschaftszweig ausgebildet, und sein Verdienst ist es ebenfalls, daß wir dank seiner mühseligen Karten eine feststehende Kenntnis von der Verteilung der magnetischen Erdkraft, in großen Zügen wenigstens, besitzen. Für alle Zeiten wird die Geschichte der Erdwissenschaft mit dem Namen Georg von Neumayer verknüpft sein, und der geistreiche Gelehrtenlopf, der uns hier aus dem Bild entgegenlacht, wird zu den Bildern der Großen gehören, die jeder Deutsche sich in Verehrung einprägen muß.



Admiralitätsrat Professor Dr. v. Neumayer feiert seinen 80. Geburtstag.

Kaiser Wilhelm II. Kaiser Franz Joseph schreiten die Ehrenkompagnie ab. Vom Besuch des Deutschen Kaisers in Wien. und ihrem militärischen Gepränge

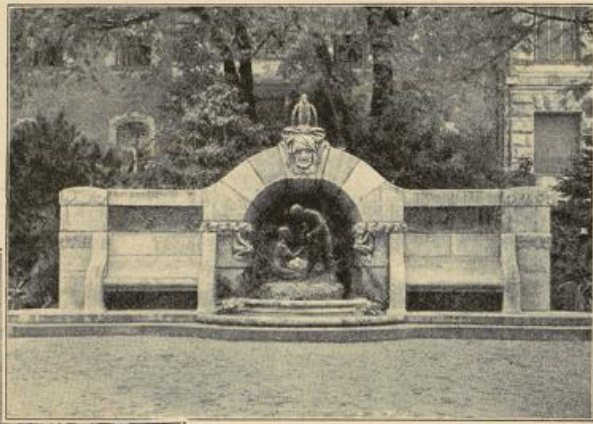


Kaiser Wilhelm II. Kaiser Franz Joseph schreiten die Ehrenkompagnie ab.

Vom Besuch des Deutschen Kaisers in Wien.

und ihrem militärischen Gepränge

noch einmal aufleben. Wie die beiden Herrscher da, der jugendliche deutsche und der noch ungebengt die Last seiner Jahre und seiner verantwortlichen Stellung tragende österreichische Kaiser, die Front der Ehrenkompagnie abschreiten; Wilhelm II. in österreichischer Uniform, das wirkt wie ein Symbol, ist wie ein schlichtes und doch überzeugendes Wahrzeichen der Bruderschaft, in der Heere und Völker der beiden großen Nachbarstaaten stehen. Und dies Betonen einer Freundschaft, die die Stürme eines



Der Märchenbrunnen. F. Rabitsch, Leipzig, phot.

sechseckigen steinernen Bassin auf, seine Seiten schmücken Löwenköpfe, aus deren Nasen Wasser in drei bewegliche Klappen fließt. Drückt man auf diese, so läuft das Nash in die vor dem Bassin befindlichen Becken oder kann bequem in Gefäße gefüllt werden. Drei kräftige Sprüchlein sind über den Becken eingehauen. Besonders glücklich kann man die Wahl des Platzes für diesen sich durch seine harmonische Wirkung auszeichnenden Brunnen nicht nennen, da ihm an dieser Stelle der geeignete Hintergrund



Die Wasserträgerin. F. Rabitsch, Leipzig, phot.

Zwei neue Zierbrunnen in Leipzig.

Viertelhundertst siegreich überstanden hat, diese Symbolik, die in dem einfachen und bei jedem Näherbesuch gebräuchlichen Abschreiten der Ehrenkompagnie liegt, hebt den Vortgang in diesem Fall über einen Akt höflicher Liebenswürdigkeit weit hinaus.

Zwei neue Zierbrunnen in Leipzig.

(Zu den obenstehenden Abbildungen.) An schönen Brunnen ist Fleiß-Athen nicht reich. Außer dem Mendeburgen auf dem Augustusplatz war bisher nur noch der vor einigen Jahren von privater Seite auf dem Löhreplatz errichtete Willersbrunnen zu nennen. Vielleicht hat diese Stiftung mit bewirkt, daß der Wunsch nach künstlerischer Ausgestaltung der reichlich vorhandenen Plätze und Anlagen immer lebhafter wurde. Auch die Ende Mai vollendeten beiden Brunnen, die wir hier im Bilde wiedergeben, verdanken ihre Entstehung einem für diesen Zweck gestifteten Fonds. Einen weiteren Zierbrunnen wollen Leipziger Bürger beim neuen Rathaus errichten lassen und der Stadt zum Geschenk machen. Der eine von den beiden nun der Öffentlichkeit übergebenen Brunnen hat seinen Standort auf dem Hofplatz, er ist ein Werk des Leipziger Bildhauers Berner Stein und zeigt als Hauptfigur eine „Wasserträgerin“ auf einem etwa zwei Meter hohen Postament. Die reizvolle jugendliche Gestalt in altdeutschem Kostüm ist in Bronze gegußt ausgeführt und stellt wie die ganze Anlage das künstlerische Vermögen ihres Schöpfers ins beste Licht. Das Postament ragt aus einem

seht. Um so prächtiger ist die Lage des „Märchenbrunnens“. In den Promenadenanlagen am Thomasing, gegenüber der Kommandantur, mitten im Grün präsentiert sich dieses Werk des Bildhauers Josef Nagr, ebenfalls eines Leipzigers, ganz dem reizenden Sujet entsprechend, das es veranschaulicht. In der Mitte einer breiten Steinwand öffnet sich eine Grotte, aus deren von Efeu umponnenen Wänden das Wasser sprudelt, das in ein weites Becken fällt. In dem Wasserbecken, auf einem großen Felsen steht Hänsel und reicht seinem Schwertchen im gefüllten Hut Wasser zum Trinken. Die Auffassung der beiden Kinder, die in Bronze gegossen sind, ist ganz vorzüglich. Über ihnen an der Rückwand ist der Kopf der Knipperhexe und über dieser ihr Nase sichtbar. Zwei hübsche Bronzereliefs, Hänsel und Gretel vor dem Knipperhäuschen und ihre Heimkehr zu den Eltern, vervollständigen neben kleinerem Beiwerk den bildlichen Schmuck der Anlage. Das Ganze ist gleich der „Wasserträgerin“ eine wohlgelungene Schöpfung und findet vielen Beifall. Beide Brunnen gereichen als hervorragende Leistungen Leipziger Künstler der Stadt zur Zierde.

Ein mexikanischer Hutladen.

(Zu der untenstehenden Abbildung.) Die Volkstrachten schwinden überall. So auch in Mexiko. Bunt und eigenartig war einst die Kleidung der Eingeborenen, heute ist sie der europäischen Mode mehr und mehr gewichen. Einige Eigenart erhält sich aber dennoch hier und dort trotz der gleichmachenden Einflüsse der Kultur. So tragen die Mexikanerinnen auf dem Lande noch vielfach originelle Häubchen, bunte Hüfttücher und schöne aus Goldstücken zusammengelegte Ketten. Die Männer haben sich allerdings fast völlig an Rod, Weste und Hose gewöhnt. Charakteristisch in ihrer Tracht ist nur der Hut; er ist das wichtigste Kleidungsstück des Mexitaners, mit dem er noch gern prunkt. Am häufigsten sieht man hier hohe und spitze mit einer breiten Krempe versehene Hüzhüte: sie sind schwer und sehr oft mit reichen und kostbaren Goldstickereien beladen. Die große Masse des Volkes begnügt sich allerdings mit einer einfacheren Fabrikware. Außer diesen Staatshüten trägt man aber in dem warmen Lande auch leichtere Strohhüte. Ihre Form ist gleichfalls spitz und hoch. Vieles werden sie ähnlich wie die berühmten Panamahüte aus Palmenbast gefertigt. Unter diesen Verhältnissen kann das Hutnacher-gewerbe im Lande blühen, und die Hutladen haben eine rege Kund-



Ein mexikanischer Hutladen.

schaft Unser Bild bietet uns einen Einblick in einen mexikanischen Hutladen, und wir sehen, wie reichhaltig die nationale Fassung hier vertreten ist. Wer weiß, ob sie nicht einmal eine Fahrt über den Ozean macht und auch bei uns für einige Jahre modern wird.

Motor-schlitten. Der wunderbar konstruierte Schlitten, den unser nebenstehendes Bild wiedergibt, hat eine noch wunderbarere Bestimmung. Er soll in dem Riesenballon, der eben in Paris gebaut wird für den kühnen Nordpolfahrer Walter Wellmann, die Stelle eines „Rettungsbootes“ vertreten und bei einer ungewollten Landung des Ballons seinen Passagier pfeilschnell über das Polareis tragen, zurück zu Menschen und in Sicherheit. Der kleine Schlitten, der nur einen Mann und einen gewöhnlichen Motor, wie er für Kraftwagen benutzt wird, aufnehmen kann, hat vor den breiten, aber kurzen Schlittensufen ein breites Rad, das mit Dornen besetzt ist, um scharf in das glatte Eis greifen zu können. Zwei oder drei dieser Motor-schlitten werden dem Ballon beigegeben — möchten sie sich bewähren, oder als „Rettungsboote“ lieber gar nicht in Aktion zu treten brauchen! —

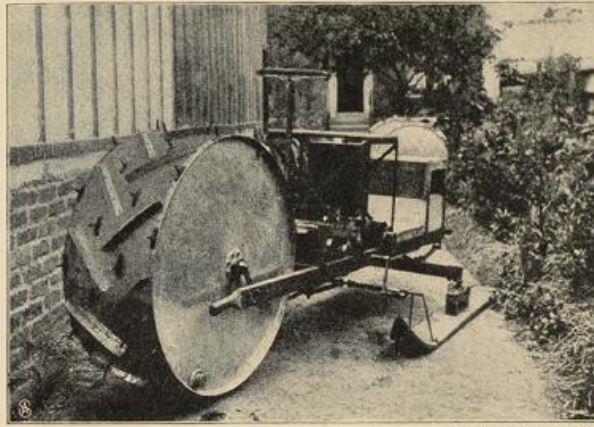
Aus Deutsch-Südwesafrika.

(Zu der untenstehenden Abbildung.)
... Kleider sind da wenig Sitte, höchstens trägt man einen Hut, auch wohl einen Schurz der Mitte; Man ist schwarz — und damit gut!“ So charakterisiert Wilhelm Busch in einem seiner köstlichen Verschen den dunkeln Erdteil. Die Sache stimmt heute nicht mehr ganz, freilich — die Vorliebe für Hüte oder Mützen ist geblieben, wie unser Bildchen zeigt, aber es ist unter der ganzen Korona afrikanischer Jugend, die da um den Phonographen versammelt ist, nur noch einer, der an der kleiderlosen Sitte seiner Vorfahren festgehalten hat; die anderen sind mehr oder minder bekleidet und tragen ihre Fesseln mit einem gewissen materiellen Schick. Im Augenblick liegen ihnen freilich

alle Gedanken der Eitelkeit, die sonst unter diesen schwarzwolligen Schädeln haften, fern — all ihr Denken ist auf das wunderbare Ding gerichtet, das seinen blechernen Riesenmund vor ihnen aufreißt und geheimnisvolle Töne von sich gibt, Töne, die noch nie über den glühenden afrikanischen Boden hingezogen sind. Vielleicht ist's das „Intermezzo“ aus der „Cavalleria rusticana“, vielleicht auch die deutsche „Lorelei“, deren schmelzende Sentimentalität die „wilden“ jungen Herzen lauter schlagen läßt — denn Russel ist eine Sprache, die jeder versteht. Vielleicht aber schmettert aus dem geheimnisvollen Lutroch auch die Kommando-prache eines königlich preussischen Leutnants, wie sie kürzlich in eben diesem Felswinkel eine Kompanie schwarzer „Kameraden“ angewittert hat. Die Zuhörer sind ganz Andacht und Bewunderung — wer weiß, ob diese Stimme in der Wüste nicht überzeugender von der Übermacht der weißen Landesherrn redet als die siegreichen Befehle, von denen im Dorf erzählt wird.

Vogel-fang auf Island.

(Zu der oberen Abbildung auf der umstehenden Seite.) Unzählige Scharen von Singvögeln bevölkern die Küsten Islands. Sie nisten und hocken in solchen Mengen auf den Schären und Inseln, daß die dunkeln Felswände des Bataals stellenweise grauweiß erscheinen. Wird auf dem Schiff, mit dem man diese Vogelberge oder Vogelinseln passiert, ein Schuß abgefeuert, so erheben sich Tausende und Abertausende des Seevögels, einem Schneegestöber nicht unähnlich, in die Lüfte. Die Seebögel haben für die isländische Volkswirtschaft eine erhebliche Bedeutung. Der wichtigste Vogel ist die Eidergans. Sie nistet besonders im Gebiet der kleineren Schären und Inseln. Der Besitzer einer solchen Eidergansinsel ist auf Island ein viel beneideter Mann. Strenge gesetzliche Bestimmungen schützen den wertvollen Vogel in seinem Liebes-



W. Branger, Paris, phot.

Motor-schlitten für die geplante Wellmannsche Nordpolarexpedition.



Ein Zeuge europäischer Kultur in Deutsch-Südwesafrika.



S. Gmundson, Reykjavik, phot.

Vogelfang auf den Westmännerinseln (Südküste von Island).

Brutgeschäft. Ein zweiter auf Island sehr geschätzter Vogel ist der Seepapagei (*Mormon fratercula*), ein hübsches munteres Tierchen von sonderbarer Schnabelform. Er nistet auf den Felsen der Klüfte in Nasenlöchern, die er sich selbst gräbt. Die Federn des jungen Vogels werden sehr geschätzt, ebenso wie die des Singschwans (*Cygnus musicus*), der gleichfalls sehr häufig auf Island vorkommt. Man betreibt den Vogelfang an der isländischen Küste auf verschiedene Weise. Es kommt vor, daß Vogeljäger sich an starken Riemen von der Spitze senkrechter Felsen hinunter lassen und, zwischen Himmel und Abgrund schwebend, die aufgeschreckten Vögel mit an Stangen befestigten großen Netzen fangen. Oder sie lassen sich an Seilen von einem Felsvorsprung herab, um die Seebögel in ihren Nestern zu überraschen oder ihrer Eier zu berauben. Dabei führt z. B. eine Insel aus der der südlichen Küste Islands vorgelagerten Gruppe der Westmännerinseln, auf denen der Vogelfang vielfach nach obigen Methoden betrieben wird, den Namen Alsey, d. i. „Seilinsel“.

Die Ausdeckung des alten Delphi. Die berühmteste Kultstätte des alten Hellenentums, zu der man aus allen Teilen der griechischen Welt pilgerte, um sich bei der von Apollon begeisterten Priesterin Rat zu holen, war Delphi. Die delphische Priesterchaft und die römischen

Auguren waren gleich berühmt und geschätzt als Wahrsager und Zukunftseutener. Die Pythier in Delphi zeichneten sich dabei durch die besondere Fassung ihrer Vorherjagen aus. So antworteten sie dem lydischen König Krösus auf seine Anfrage, ob er mit den Perfern Krieg beginnen solle. Geht Krösus über den Halys, so wird ein großes Reich zerstückt werden. Ob dieses Reich sein eigen oder das Reich des Persefönigs Cyrus war, konnte Krösus selber entscheiden. Jedenfalls pagte das Orakel für beide Fälle. Trotzdem wurde die alte Kultstätte Jahrhunderte lang verehrt, und die Priester des pythischen Apollon waren weit über die Grenzen der Hellenenwelt bekannt. Wie alle berühmten Kultstätten der Hellenen waren auch die Tempelbauten in Delphi von ganz besonderer Pracht. Nicht weniger als sechs Tempel standen in dem Bezirk. Merkwürdigerweise ist von diesen Tempeln viel erhalten geblieben, und es ist das Verdienst der Franzosen, den ganzen Tempelbezirk freigelegt zu haben. Der Reichtum der pythischen Priester, die sich für ihre Orakel gut bezahlen ließen, war sprichwörtlich. Von diesen Schatzhäusern ist das eine, das ältere, nur noch in seinen Grundmauern erhalten. Das zweite Schatzhaus, das in das sechste Jahrhundert vor Christus gehört, läßt sich in seiner Anlage ungleich besser erkennen. Ein wunderbares Bauwerk war der vierte Tempel, ein zirkulärer Ausbau mit einem Durchmesser von 15 Metern. Das Dach dieses Tempels wird von zwanzig Säulen reichsten dorischen Stils getragen. Mehrere Säulenkapitälé sind in völlig unverfälschtem Zustande aufgefunden worden. Sie erinnern stark an die Kapitälé der Propyläen in Athen. Der Tempel war mit reichem Metopenschmuck verziert, aber von den schönen Skulpturen, die diesen Schmuck ausmachten, ist nichts vollständig erhalten. Kopfstücke, Kumpfstüde, halbe Beine und Arme liegen umher. Man möchte Tränen weinen ob des trostlosen Zustandes, in dem die herrlichsten Werke menschlicher Kunst hier zerstreut sind. Einem wunderbaren Eindruck muß auch der fünfte Tempel gemacht haben. Er war aus blauem Marmor vom Parnax erbaut. Man kann aus den vorhandenen Bauständen den Plan der Tempel ziemlich wiederherstellen. Die Archäologen vermuten, es sei dies der von Pausanias erwähnte Athentempel. Der Bau zeigt eine harmonische Vereinbarung dorischer und ionischer Stilformen.

Schlangenhändler. (Zu der untenstehenden Abbildung.) Eine originelle Figur ist dieser von Schlangen reich umwundene Mann. Vielen ist sein Anblick schauerlich; andere lächeln dazu, denn sie wissen, daß die durch Gefangenschaft, Hunger und Kälte geschwächten Reptile recht gleichgültig werden und alles mit sich machen lassen. Dieser Schlangenhändler ist aber auch in anderer Hinsicht interessant. Seit einiger Zeit hat er in New York ein Spezialgeschäft eröffnet, in dem nur „in Schlangen gearbeitet“ wird. Museen, Menagerien, Liebhaber können hier Schlangen aller Art kaufen, von den kleinsten, die in einer Pflenschachtel Platz finden, bis zu der großen Boa. In dieser Handlung wird aber auch jedem, der es wünscht, Unterricht im Bändigen der Schlangen erteilt. Der Spezialhändler geht sogar noch weiter, er vermietet seine Schlangen auf Wochen und Monate hinaus an Budenbesitzer und Artisten.

Er ist auch Schlangenzüchter und brütet verschiedene Arten in eigens dazu konstruierten Brutapparaten aus. Ferner hat er ein Schlangentränkehaus errichtet, in dem er fränke und schwache Schlangen wieder zu heilen versucht, und schließlich unterhält er auch eine Pensionsanstalt für Schlangen, er übernimmt Schlangen, um die sich der Besitzer eine Zeitlang nicht kümmern kann, in sorgfältige, zweckmäßige Pflege.



Schlangenhändler.

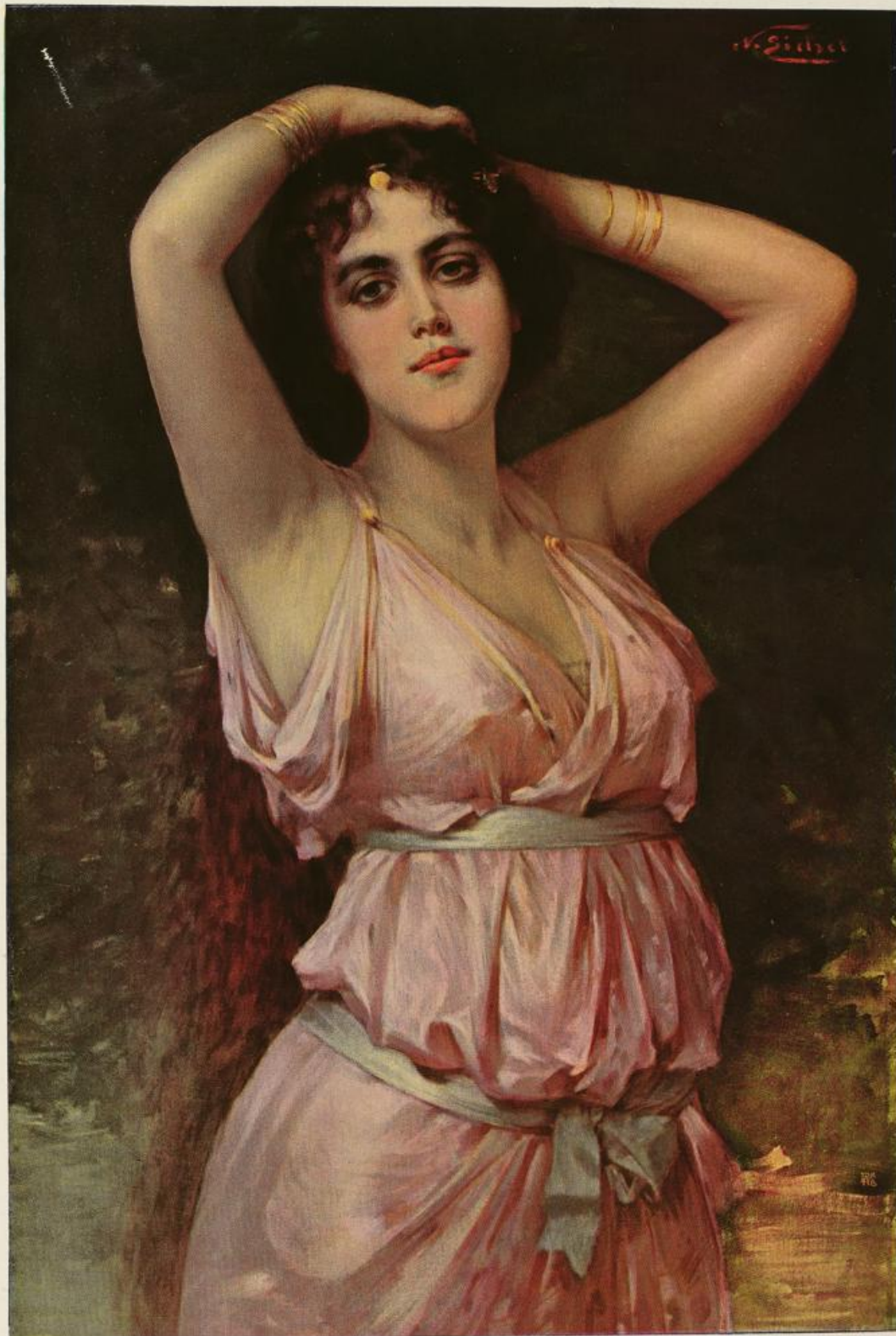
Nicht zu übersehen!

Mit der nächsten Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“; wir ersuchen die geehrten Leser, ihre Bestellung auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen. — Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders darauf aufmerksam, daß der Bezugspreis (2 Mark für die Ausgabe ohne „Welt der Frau“, 3 Mark 25 Pf. für die Ausgabe mit „Welt der Frau“) bei Bestellungen, die **nach Beginn des Vierteljahrs** bei der Post aufgegeben werden, sich um 10 Pfennig erhöht.

Einzelne Nummern bzw. Hefte der „Gartenlaube“ liefert auf Verlangen gegen Einsendung von 25 bzw. 35 Pfennig in Briefmarken direkt franko die Verlagshandlung:

Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig.

Druck und Verlag Ernst Keil's Nachfolger G. m. b. H. in Leipzig. Verantwortlicher Redakteur: Dr. Hermann Tischler; für den Anzeigenteil verantwortlich: Franz Boerner beide in Berlin. — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: B. Wittig in Wien. Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.



Sommermorgen.

Gemälde von N. Sichel.

